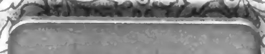
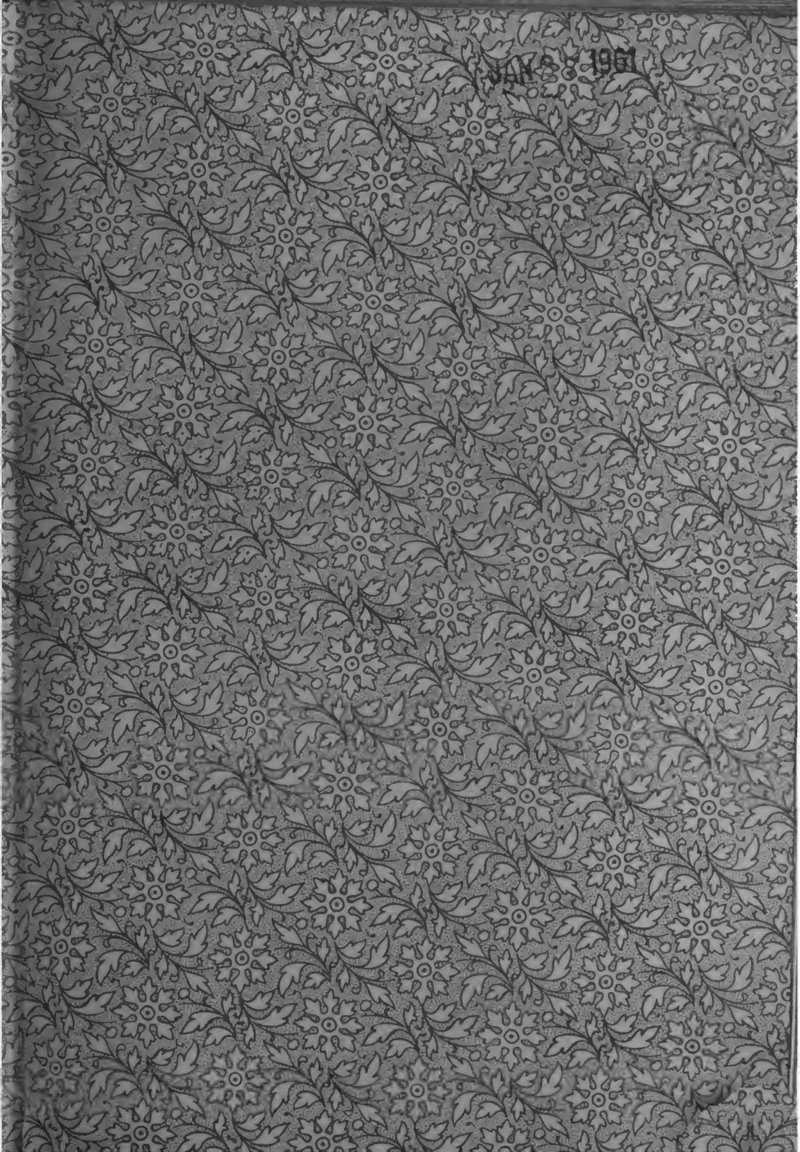
Sanct-Elmsfe...

Wilhelm Jensen





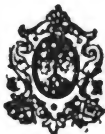

UNIVERSITY OF WISCONSIN

Sanct-Elmsfeuer.

Novellen

von

Wilhelm Jensen.



Leipzig,
Verlag von Carl Reißner
1889.

Inhalt.

Sanct-Elmsfeuer.

Inmitten einer grünen Feldmark des deutschen Reiches ragt weit sichtbar ein hoher und breitbewipfelter Baum auf. Es ist eine Linde, mithin muthmaßlich nicht aus der Triebkraft der Natur dort erwachsen, sondern einmal von Menschenhand an der Stelle gepflanzt. Vielleicht stand in ihrer frühen Jugend ein Gehöft neben ihr und schattete sie noch später auf das Stroh- oder Pfannendach desselben herab; möglicherweise war sie sogar eine „Dorflinde", unter der sich am Sommerabend die Bevölkerung einer um sie her belegenen verschwundenen und verschollenen ländlichen Ortschaft ansammelte. Niemand weiß hier mehr etwas von ihrem Ursprung und ihrem Zweck; die Erinnerung der Menschheit läßt das Gewesene rasch fallen, und die Chroniken berichten oft kaum von der Geschichte stillvergangener Geschlechter, geschweige von der eines Baumes. Durch manche Jahrhunderte haben unablässig Kriege die dortige Gegend überzogen und verheert — wo in deutschen Landen hätten sie es nicht? — einmal der dreißig

Jahre lang andauernde. Als der letztere sich in langsam verzuckenden Krämpfen ausgetobt, mag das Dorf, das Gehöft, das Haus unter der Linde verschwunden gewesen sein, und ebenso unter den wenigen übrig gebliebenen Bewohnern der Landschaft das Gedenken daran, was sich vordem dort befunden. Eine andere Zeit kam mit einem langsam wieder anwachsenden, noch langsamer sich seines Daseins bewußt werdenden und altes Thun zurückfindenden, erneuernden Geschlecht. Es räumte Schutt und Unkraut, Gestein und Gestrüpp von den verwilderten Feldern und führte den Pflug darüber hin, über wieder entstehende Aecker und über das Gedächtniß einer versinkenden Welt. Ein mühevoller Kampf mit der lang ungebändigten Wucherkraft der Natur war's, und die Arbeitenden ruhten muthmaßlich oft in dem Schatten der alten Linde, deren Blätter im Wind unverstanden-wunderlich von vergessenen Dingen summten. Dann zogen die regelmäßig abgetheilten grünen Feldrechtecke sich um sie herum, mit ihren lebendigen Zaunwällen von Haselbusch und Schlehdorn, den grünen Heckthoren dazwischen, dem ersten Blick eine Gegend der norddeutschen Tiefebene kundgebend. Saaten wogten in die Höh', und braune Rinder standen auf den Weiden; in das Zaungesträuch warfen sich verdichtend tausend Ansiedler und Eindringlinge, manche farbig in die Weite leuchtend, die wilde

Schneeballe und rothe Pfaffenkäppchen: alles umstrickend schlang sich mit tropisch buntgestalteten und duftströmenden Blüthen das Geißblatt hindurch, und Brombeerranken spannen undurchdringliches Geflecht über die Zaungräben, mit schwarzer Traubenfülle am sonnigen Wall herabnickend. Das vom Jäger versprengte Rebhuhn kam einfallend herabgerauscht und flüchtete sich drunter, die Wachtel rief lockend aus dürrem Gekräut, auf schwanken Spitzen des Strauchwerks wiegten sich im Abendlicht der bunte Neuntödter und die Goldammer mit gelb flimmernder Brust. Darauf sah die alte Linde, fern von jeder Menschenbehausung, aus weiter, einsamlicher Feldstille herab. So kannte ich sie schon von früh auf; eine Eisenbahnlinie führt etwa eine Viertelstunde entfernt an ihr vorüber und läßt sie vom Zug aus eine Zeit lang gewahren. In meiner Kindheit bereits kam ich des Wegs und später oftmals wieder. Der hohe Baum zog naturgemäß den Blick auf sich und prägte sich mit seiner ganzen Umgebung mir als ein vertrautes Bild ein. Meine Augen waren auf sein Erscheinen gefaßt, doch noch eh' es kam, stand es schon deutlich vor ihnen, im Hintergrunde und an den Seiten von dichten Waldrändern umrahmt. Seine immer gleiche schweigsame Ruhe übte besonderen Reiz auf meine Phantasie; in seiner Verlassenheit besaß er

selbst unter heiterstem Himmel einen leis schwermüthigen Ton, den der Norden gern auch über den üppigsten Pflanzenwuchs hinbreitet. So war das Ganze mir absonderlich fremdbekannt; mein Fuß hatte es nie betreten, doch mein Gedächtniß, meine Einbildung wanderten manchmal durch seine Stille umher.

Nur ein einziges Mal fand ich diese aufgehoben, von buntem Leben verdrängt. Es war an einem Julinachmittag, schon gegen Abend, als ich im Vorüberfliegen erstaunt etwas nie dort Gesehenes kurz in meine Augen aufnahm. Die Linde stand allerdings in ihrer grünen Feldeinsamkeit wie immer, doch vielleicht ein halbes Tausend Schritte seitwärts von ihr zeigte sich eine große Koppel dicht von mannigfaltigstem Menschengewimmel überdeckt. Weiße Zelte waren aufgeschlagen, zwischen denen sich große und kleinere Gestalten, Erwachsene und Kinder, doch die letzteren in der Mehrzahl, ameisenhaft beweglich durcheinanderdrängten. Offenbar fand ein ländliches Fest dort statt, vermuthlich von der Bewohnerschaft des größeren Städtchens veranstaltet, dessen Kirchthurmspitze noch eben wahrnehmbar drüben hinter dem Buchenwald aufstieg. Männliche und weibliche Figuren durchmischten sich; die letzteren, wie es schien, meistens jugendlichstem Alter angehörend, hoben sich durch ihre sonntäglichen, blauen,

rothen, weißen Kleider leuchtender von dem grünen Boden ab; allein auch über den Köpfen der größeren und kleineren männlichen Festtheilnehmer flimmerte es überall wie hundert umhergestreute bunte Pünktchen oder Fünkchen. In der rothgoldenen Sommerabendsonne, die voll darauf lag, war es eigenartig wie ein mittelalterlich farbenfreudiges Bild einer Volksbelustigung im Freien, gewiß von lauten, lustigen, lachenden Stimmen überschwirrt, doch das Gebrause des Eilzugs verschlang jeden Ton, der sonst aus dem fröhlichen Getriebe bis zum Bahndamm herüberklingen mochte. Was jenes bedeutete, hatte sich mir nicht aufgehellt; eine Biegung des Geleises indeß verstattete flüchtig, noch etwas bisher verdeckt Gewesenes, eine hochaufgerichtete Stange mit goldigfunkelnder Spitze wahrzunehmen, an der ein nicht erkennbarer Gegenstand befestigt saß. In einiger Entfernung davon hob eine Gestalt zielend etwas an ihren Kopf empor, und meine Frage sah sich aufs vollständigste beantwortet. Zweifellos war's ein Armbrust-Vogelschießen, welches alle Angehörigen der Gelehrtenschule des Städtchens von der obersten bis zur untersten Klasse auf der Koppel vereinigte — also auch ein Brauchüberrest des Mittelalters, dem das mittelalterliche Bild entsprach — und die Schwestern, Verwandten und Freundinnen der

Schüler fanden sich zusammt ihren Müttern und Tanten, „geziemend dazu eingeladen“, auf dem lustigen Tummelplatz mit ein. Die kleineren Mädchen verwendeten ihre für das Fest erhaltenen Taschengeldgroschen zu sorglicher Auswahl begehrenswerther süßer Herrlichkeiten von den Tischen der Kuchenbuden, während die größeren, schon als „junge Damen“ betrachteten und behandelten — wenigstens öffentlich Zuckerwerk unter ihrer Würde erachtend — erwartungsvoll nach dem umfangreichen Gezelt blickten, in welchem der abendliche Tanzbeschluß stattfinden sollte. Doch augenscheinlich war das Schießen noch nicht beendigt, ich glaubte einen Moment zu erkennen, daß nur noch der kopf- und flügellose Rumpf des Vogels an der Stange sitze; der Zug drehte sich, und alles war verschwunden. Blitzschnell flogen mir zur Rechten und Linken einförmig-gleichgültige Felder und Wälder vorüber, bald sank auch die Sonne auf den Rand der weiten Ebene. Sie ging als rothe Kugel unter, die Schwüle der Luft und der Anblick des Himmels waren in Bezug auf die Witterung für den Abend nicht besonders Gutes verheißend. Blauschwärzliche, phantastisch vorgereckte Wolken trieben da und dort vom Horizont herauf, vorweltlichen Thiergestalten ähnelnd, in deren Augenhöhlen es flimmernd hin und wieder zuckte. Unverkennbar war die Luft

stark mit Electricität geladen, durch die einfallende Dämmerung funkelte Wetterleuchten rundumher. Ich weiß, daß während des eintönigen Zuggerassels meine Gedanken nach der buntbelebten Festkoppel zurückgingen und, halb mit dem Einschlafen kämpfend, sich eine Vorstellung von dem flüchtenden, durcheinanderkreischenden Schreckgewimmel zu machen suchten, wenn plötzlich ein Regensturz mit Blitz und Donner drüben auf all' die Sonntagskleider herunterfahre. Es that mir leid um die gestörte Jugendfreude — gewiß flüchteten manche unter die alte Linde — das Wasser tropfte durchs leichte Zeltdach auf die tanzenden Paare — ein Pfiff und der Namensausruf einer schon weit entfernten Station ließen mich auffahren und sagten mir, daß ich geschlafen hatte.

*
* *

Doch in Wirklichkeit verzögerte das Unwetter beträchtlich länger als in meiner Halbtraumvorstellung seinen Ausbruch, und wo auf dem Festplatz ein besorgter Prophetenmund sich über die Bedenklichkeit des Himmels äußerte, ward er von Lachen übertönt und, falls der Respect es zuließ, als Hasenfuß ausgespottet. Besonders ein junger Mann zeigte sich höchst zuversichtlich und trug eine Miene zur Schau, wie wenn er eintretenden Falls nur seine Lippen zu öffnen brauche,

um alles bedrohliche Gewölk davon zu blasen. Er hieß Cajus Rehwoldt und prangte ebenfalls mit einer bunten Kopfbedeckung auf seinem glanzbraunen, halblangen Haar, doch nicht mit der eines Primaners, sondern einer scharlachrothen Studentenverbindungsmütze. Bis vor anderthalb Jahren hatte er dem Gymnasium des Städtchens mit angehört und war von der Universität als dreisemestriger Mediciner herübergekommen, seine ehemaligen Commilitonen einmal aufzusuchen, im „alten Nest“ etwas mit seinen Corpsfarben zu paradiren und „nach dem Rechten zu sehn“. So nahm er selbstverständlich an dem Vogelschießen der Schule mit Theil, bei dem er früher oft die Stellung als „Generalanführer“ eingenommen. Allerdings „schwänzte“ er fraglos während dieser Besuchstage die Collegien, das stand in seiner souveränen Willkür; er bedurfte keiner väterlichen Bescheinigung dazu, und die Primaner und reiferen Secundaner blickten mit unverhehlter Bewunderung nach ihm auf. Seine vormaligen Lehrer mochten dies um einiges weniger thun, doch sie befrugen den ihrer Botmäßigkeit Entschwundenen nicht nach einer academischen Legitimirung seines gegenwärtigen Aufenthalts hier, und er verhielt sich gegen sie mit ausgesucht zuvorkommender Höflichkeit, deren Ehrerbietung nur leise von einem lächelnden Selbstbewußt-

sein schattirt wurde, daß er sie ihnen durchaus freiwillig entgegenbringe. Und alles in allem bildete er unfraglich durch seine körperliche Erscheinung, durch sein geistig wie leiblich gewandt-sicheres Auftreten und die kundgegebene Anhänglichkeit an den alten Schulverband einen Glanz des Festes. Es lag in der Nothwendigkeit der Dinge, daß ungewollt aus seinem Verkehr mit den „Pennälen“ ein wenig Herablassung durchklang, allein öfter legte er einen Moment vertraulich seinen Arm in denjenigen eines seiner früheren Mitschüler, hob diesen dadurch wenigstens vorübergehend vor aller Augen zu einer höheren Stufe empor, und sein Gesicht wies keinerlei zurückschreckende Mißbilligung auf, wenn nach und nach sogar einige ältere Secundaner sich des Wageversuchs unterfingen, ihn mit „Cai“ anzusprechen, wie er seinerzeit in der Prima stets genannt worden. Seine eigne Ausdrucksweise setzte sich aus einer Mischung burschikoser und seinem Fachstudium entspringender Wendungen zusammen, und man hörte zumeist seine helle, heitere Stimme irgendwoher aus dem Gewimmel der Koppel aufklingen. Jetzt rief sie, denn die Sonne war im Sinken; „Nun wird’s aber bald einmal Zeit, Kinder, daß einer die alte Ente zum Braten herunterholt, denn mir knurrt der Magen schon.“

Ueber diese geistvoll despectirliche Bezeichnung des

nur mit dem Rumpf noch an der Stange festsitzenden Vogels erhob sich natur- und pflichtgemäß ein allgemeines Gelächter der umherbefindlichen Gymnasiasten, zwischen denen gerade ein kleiner Quintanerknirps die schwere Armbrust mühsam zum Abdrücken nach dem Ziel aufgerichtet hielt. Der Student sah auf die Finger desselben, die noch eigenthümliche blauschwarze Streifen aufwiesen, und sagte lustig: „Du schwimmst wohl beim Mensa-Dekliniren als Krabbe im Tintenfaß herum? Wenn Du zu königlichen Würden aufrücken willst, tapferer ABC-Schütze, so mußt du Deinen sterno-kleido-mastoideus erst etwas besser aufrecken, sonst bleibst Du sitzen und kannst repetiren. Soll ich Dir als zukünftiger Unterthan Deiner Majestät meinen geringfügigen Vasallenarm leihen?“

Die letzte Frage bedeutete, ob er für den Kleinen schießen solle, wie er es schon einigemal für diesen und jenen gethan. Der Quintaner verstand's nicht ganz, ließ aber bereitwillig Rehwoldt die Armbrust, der sie leicht an die Backe legte und fast ohne zu zielen abdrückte. Ein lauter Jubel schlug um ihn auf, zu eigner größter Verwunderung sah er, den Bogen absetzend, daß die Stange leer war. Die Primaner schrieen, ihre Mützen schwenkend: „Cai ist König!“ Andere riefen dazwischen: „Nein, der Schuß war für Ernst Freihold!“

Lachend drehte der glückliche Schütze sich um: „Nun brat' mir einer 'nen grauen Staar für das Schwein!“ Der Quintaner sprang auf ein herankommendes Mädchen zu: „Helene, ich hab' den Vogel heruntergeschossen!“ — „Jawohl, pueri puerilia tractant, Du hast den Vogel abgeschossen, Heldenkind“, bestätigte der junge Mediciner; „gut, daß er nicht aus Horn und Dir nicht auf die Nase gefallen ist, sonst hätte leicht ein Rhinoceros aus Dir werden können. Also hoch für den König — wie heißt Deine Troglodytenhoheit?“

„Ernst Freihold!“ rief's.

„Bist Du's wirklich, Ernst?“ fragte das Mädchen.

„So wirklich und wahrhaftig, als der Kater eine Löwenart ist“, antwortete statt des Kleinen Cajus Rehwoldt. Doch er fügte gleich hinterdrein: „Freihold? Ei Du mein Nickelchen, hinten und vorn ein Pückelchen! Wenn Du ein Freiholdchen bist, so will ich im nächsten Semester keine Ophthalmologie schwänzen, oder das ist Deine Schwester Lenchen!“

Die richtig Benannte machte einen stummen, ziemlich verlegen ungeschickten Knix. Sie befand sich in Noth, denn obwohl sie vor kurzem ihren sechszehnten Geburtstag begangen, hatte sie der Lockung nicht widerstehen können, heimlich ihren Mund mit einem ziemlich umfangreichen Bonbon zu versehen, der sie gegenwärtig

am Sprechen behinderte. Wenigstens mußte sie ihn erst unauffällig etwas auf eine Seite zu bringen suchen, und über diesem Bemühen ward sie ganz roth im Gesicht, eh' ihr die Antwort herauskam: „Ja — ich hatte Sie auch wieder erkannt, Herr Rehwoldt."

Ihr scheinbar steifes Benehmen entsprang nur aus ihrer peinlichen Süßigkeitslage, doch der in dieser Beziehung ahnungslose Student konnte kaum umhin, anderes darin zu sehen, und außerdem hatten die Secunden des Stockens der Unterhaltung dazu gedient, ihm über die körperliche Erscheinung der vor ihm Stehenden etwas mehr als bisher die Augen zu öffnen. Er murmelte halb verständlich: „Ja so — auch in die höheren Semester gekommen — kein Pennal mehr." Und mit eleganter Höflichkeit plötzlich seine rothe Mütze lüftend, setzte er lauter hinzu: „Entschuldigen, Fräulein Helene, muß man wohl sagen. Aber Sie sehen noch grad ebenso aus, wie damals, als Sie vor dem großen gelben Spitz Reißaus nahmen und auf die Nase plumpten. Wissen Sie noch?"

Ob die Erinnerung an dies jedenfalls lebensgeschichtliche Ereigniß grade sonderlich willkommen und schmeichelhaft für die „junge Dame" war, ließ sich anzweifeln. Aber es bezweckte im Wesentlichen offenbar eine Erklärung und Rückgängigmachung des Mißgriffes,

mit der er sie zuvor noch als ein Kind betrachtet hatte, und verdiente aus diesem Gesichtswinkel hervor unbedingte Anerkennung. Helene Freihold wollte eine solche auch durch artige Entgegnung an den Tag legen und ging mit dem in doppelter Hinsicht heldenmüthigen Gedanken um, den unglückseligen Bonbon kurzweg herunter zu schlucken. Vor der Ausführung dieses in wörtlichstem Sinne etwas halsbrecherischen Wagestückes kam ihr indeß zum Glück eine Beihilfe in Gestalt ihrer Mutter, der verwittweten Gerichtsräthin Freihold, die gleichfalls von dem Triumph ihres jüngsten Sprößlings vernommen. Jedoch erschien ihr Gesicht nicht übermäßig entzückt davon; ihre Kleidung zeichnete sich durch einen äußerst sparsamen Zuschnitt aus und ingleichem deutete der Schnitt der Züge auf eine wohleingerichtete Vorrathskammer an Sparsamkeit hinter sich, zu deren sorglicher Nutzung sie allerdings durch den geringen Pensionsbezug seit dem Abscheiden ihres Mannes wohl berechtigt sein durfte. Augenscheinlich wurde sie zunächst bei dem Glücksloos ihres Söhnchens durch unliebsame Vorstellungen von bräuchlichen pecuniären königlichen Bewirthungsverpflichtungen beunruhigt, und sie sprach herzutretend sich rasch dahin aus, ihr Gerechtigkeitsgefühl — von dem sie als ehemalige Frau eines Richters ein noch über das Gewöhnliche hinaus=

reichendes Maaß innehatte — könne nicht dulden, daß zu Gunsten ihres Kindes derjenige, der wirklich den Meisterschuß gethan habe, an dem Lohn seiner Geschicklichkeit verkürzt werde. Diese uneigennützig-hochherzige Gesinnungskundgabe rief allgemeines Beifallklatschen hervor, allen fiel es erwünscht, daß statt des kleinen Quintanerknirpses der stattliche frühere Commilitone den Königsrang einnehme, und einige Eifrige brachten ihm bereits die Insignien desselben, eine für den Abend am breiten Bande über der Brust zu tragende Reliefkrone herbei. Der junge Student mochte, aus seiner Schülerzeit mit den Verhältnissen der Frau Gerichtsräthin bekannt, den wahren Beweggrund ihres edelmüthigen Gerechtigkeitssinns errathen und sein Semesterwechsel ihn nicht allzu sehr vor den Souveränpflichten zurückschrecken lassen — wenn jemals auf Erden, so fiel auch hier die Formel „noblesse oblige“ ins Gewicht — und er nahm rasch die ihm zugesprochene Würde an. Allerdings mit der noblen Beifügung, daß er dies nur sub conditione der Auslieferung des Preisgewinnes — eines ziemlich sparsam vergoldeten Suppenlöffels — an den zum Schuß berechtigt Gewesenen, für den er nur als Stellvertreter gehandelt, thun könne. Das trug ihm abermaligen begeisterten Beifall, sowie als Zugabe einen höchst anerkennenden Blick der Frau Ge-

richtsräthin ein; der Primus der Prima bot ihm mit einer Verneigung, wie er sie sich vor Fürsten bräuchlich vorstellte, einen wirklichen kleinen vergoldeten Messingkronreif entgegen und fragte: „Und wen geruht Deine Majestät zur Königin zu erwählen?" Cajus Rehwoldt verstand es im Moment nicht gleich, dann lachte er: „Ja so, — noch immer der alte Comment, daß man sich zum Wohl seiner Völker verheirathen muß. Zieh, Schimmel, zieh! Ja, wen denn?"

Er schaute sich fragend um, und sein Blick fiel auf Helene Freihold, welche die Zwischenzeit geschickt benutzt hatte, sich unvermerkt ihres süßen Widersachers im Munde, wenn auch mit heimlichem Bedauern, zu entledigen. Der Mund des jungen Mediciners dagegen intonirte die Melodie: „Anna Mariechen, wo willst du denn hin?" Doch er brach schnell ab und fügte drein: „Naturgeschichte! Wenn die Tintenkrabbe die Krone nicht tragen soll, muß es doch jemand anders aus dem erlauchten Hause Freihold. Immer Recht und Billigkeit, hat man Moos dazu, so kommt man weit. Also Lenchen — Fräulein Helene, mein' ich — wollen Sie mit mir den Abend die Königssorge auf sich laden, daß unsere Unterthanen fidel sind?"

Das Gesicht des Mädchens färbte sich wiederum, diesmal vor unerwarteter Freude, roth. Sie war zu

Hause nicht an Vergnügungen und noch weniger an Auszeichnungen im Städtchen gewöhnt; die stadtbekannte Sparsamkeit ihrer Mutter bildete vielleicht ebenso den Grund für das zweite, wie für das erste. Doch sichtlich gönnte man ihr ziemlich allgemein die auf sie gefallene Wahl; ein paar Freundinnen traten hurtig an sie heran und befestigten ihr den kleinen gezackten Kronreif auf dem dunkelgewellten, leicht flockig in die Stirn nickenden Haar. Der Schmuck stand ihr niedlich; im Gegensatz zu ihrer, stark mit Körperfülle begabten Mutter war sie wohl hochaufgewachsen, doch schlank-schmächtig. Man hätte sie eher niedriger an Jahren geschätzt; von ihrem Aufragen über dem Boden abgesehen, war die Gestalt noch völlig die eines langen Kindes. Und ebenso kindlich glühte die Freudigkeit in ihren feinen Gesichtszügen über die Ausnahmsstellung, welche sie den Abend hindurch einnehmen sollte. Offenbar verband sie einen hohen Begriff mit ihrer königlichen Würde und kam sich etwas wie eine bis dahin in niedrigem Stand gewesene, plötzlich erkannte Märchenprinzessin vor. Das machte freilich einen gewaltigen Aufschwung in wenigen Minuten aus, und die Erinnerung an den Bonbon lag sehr unwürdig hinter ihr. Aber zum Glück hatte Niemand etwas davon gesehen, und die Freundinnen, welche sich als Hofdamen ein-

setzten, führten sie mit ihrem goldenen Scheitelprunk zur Huldigung umher.

Es begann zu dämmern, an den Zelten wurden bunte Lampions angezündet. Freigebig erfüllte der König jetzt die Verpflichtungen seiner hohen Stellung gegen die durstbehafteten Kehlen seiner Unterthanen. Die untersten Schichten derselben, bis zur Untertertia empor, wurden mit einer reichlich bereitgehaltenen röthlichen Flüssigkeit regalirt, die den offiziellen Namen „Weinlimonade“ führte, doch stark den Verdacht weckte, ihre anmuthende Färbung weniger einem Reben- als einem einheimischeren Fruchtsaft zu verdanken. Indeß that dieser Argwohn der dankbaren Aufnahme von Seiten der trockenen Lippen keinen Eintrag. „Innocentia infantulorum! Könnten wir noch sein wie die Kindlein!“ sagte Cai Rehwoldt bewegt, über das Gewühl der eifrig Schlürfenden hinblickend. „Aber physiologisch kommt hauptsächlich die Einbildung in Betracht, und ich bin überzeugt, sie haben morgen einen Jammer, weil sie heut Wein zu trinken glauben.“ — „Das Faß ist angestochen,“ meldete der Wirthschaftshalter. — „Optime! Seien wir unserer Pflicht eingedenk!“ Zuversichtlich standen die Prima, die Sekunda und am äußersten Rand etwas minder selbstbewußt die Obertertia um den königlichen Trunkspender versammelt, der, ein

überschäumendes Bierseidel emporschwingend, in einer längeren „Pauke“ auseinandersetzte, was die Zukunft von ihnen als dereinstigen akademischen Bürgern erwarte. Doch nehme dieselbe ihren Ursprung aus der Vergangenheit und Gegenwart, welchen deshalb das erste Glas gebühre. Also auf das hochpreisliche Gymnasium — dem einmal auch angehört zu haben, er er noch heute stolz sei — auf das verehrte Lehrerkollegium — das ihm wohl benevolens vergessen, falls er seinerzeit einmal gegen die Schuldisciplin verstoßen haben sollte — auf alle seine gewesenen Mitschüler, ihre Familien, Freunde und Gönner — vivant, crescant, floreant! — der Sprecher hatte durch einen Wink die um ihn Gedrängten an einen langen Tisch heranbeordnet: „Ad exercitium Salamandris! — aber paßt mir ordentlich auf! — Eins — zwei — drei!“

Es ging vortrefflich von statten, besser als es dem „verehrten Lehrerkollegium“ innerlichst vielleicht erwünscht war, das überhaupt von der studentischen Inhaberschaft und Handhabung des diesjährigen Vogelkönigthums in Anbetracht des lebhaften Nachahmungstriebes junger Gemüther nicht ganz erbaut sein mochte. Aber immerhin war den Lehrern alle zukommende Hochachtung ausgesprochen worden, und es war nun einmal so, und schließlich ging es in ein paar Stunden

vorüber, um nicht wiederzukehren, da der junge Student Erwähnung gethan, daß er sich unbedingt schon morgen früh zur Universität zurückbegeben müsse. Deshalb blieb es entschieden am zweckdienlichsten, zu dem etwas burschikosen Behaben eine harmlose Miene zu machen — die Gefahr einer unverstattet häufigen Seidelleerung und Nachwirkung derselben auf die Schulleistungen des nächsten Tages lag allerdings nahe, doch auch dieser moralischen Bedrohung wußte die Weisheit des Herrn Rektors durch einen bald ertheilten Auftrag die Spitze abzubrechen, in Folge dessen im großen Gezelt eine Geige und eine Flöte aufzuspielen begannen und Groß und Klein der bewegungslustigen Schaar dem fröhlichen Taktklang zuströmen ließen. Und nur wenige Minuten später tanzte, sprang, hüpfte, trampelte und strampelte das gesammte Gymnasium von der Prima bis zur Quinta mit den roth, blau, grün und weiß gekleideten jungen Balldamen jeder Altersstufe zwischen acht und achtzehn Jahren seelenvergnügt unter dem Leinwanddach des geräumigen Zeltes herum.

Die allervergnügteste von den Tänzerinnen war aber zweifellos Helene Freihold. Die Ehren häuften sich auf ihrem Haupt, denn sie hatte als Königin mit dem König den Reigen zu eröffnen gehabt und sich ein paar Mal ganz allein mit ihm auf dem leeren Raum

zwischen den Zuschauern umhergeschwungen. Man sah, und Rehwoldt empfand es sofort beim ersten Anfang, daß sie die Tänze nicht kannte, überhaupt nie tanzen gelernt hatte. Aber seine Befürchtung eines üblen Verlaufs traf trotzdem nicht ein, sie besaß ein entschiedenes Taktgefühl, Nachahmungs- und Aneignungsvermögen, die ihr glücklich über den Mangel hinweghalfen. Mit kindlicher Unbefangenheit hatte sie sich strahlenden Gesichts an die unbekannte Kunst herangewagt, dann war sie etwas zaghaft und ungelenk geworden, da sie alle Augen auf sich gerichtet fühlte. Doch sobald der Wirbel der Andern mit um sie herum zu kreisen begann, schwand ihre Befangenheit rasch wieder, und ihre natürliche Begabung zum Tanzen trat unverkennbar hervor. Leicht, wie eine Schilfblüthe im Luftzug flatterte sie durch das dichte Gedränge, glückselig über sich selbst, daß es ihr gelang, daß sie selbst auch konnte, was sie bisher nur manchmal von Weitem mit angesehen. Die Freudigkeit floß ihr, wenn sie rasteten, auch von den Lippen über, sie dankte dem jungen Studenten mehrmals, daß er sie zur Königin gemacht, vergaß, daß sie es schon öfter gethan, und that es wieder. Mit einer Unterhaltung wollte es allerdings sonst nicht recht gehen, sie fürchtete sich offenbar, Einfältiges zu sagen, und ihr Blick streifte zu-

weilen etwas scheu an dem vielbewunderten Halbgott des Gymnasiums vorbei, mit dem sie zuerst tanzen durfte. Die Vorstellung, dies mit einem Primaner zu dürfen, war ihr eigentlich noch zu hoch, wenigstens hatte noch kein solcher sie je als ebenbürtig behandelt. Doch auf einmal — sie wußte kaum, wie es gekommen — befand sie sich mit ihrem Tänzer in lustigem Geplauder. Er hatte wieder von dem gelben Spitz angefangen, der sie damals am Kleidsaum gezerrt — sonst konnte er sich ihrer nicht weiter erinnern — und es war ihr noch gut im Gedächtniß, wie er mit seinem Stock nach dem Hund geschlagen und gefragt: „Hat er Dir weh gethan?“ Und die Mutter hatte so gescholten, als sie mit dem zerrissenen Kleid heimgekommen. Sie deutete auf ihre Füße nieder: „Hier war ein so großes Stück heraus, ich hatte es selbst erst festzunähen versucht.“ Rehwoldt lachte: „Und natürlich waren wir Hänschen oder Lenchen Ungeschickt.“ Sie antwortete gleichfalls lachend: „Ja natürlich, wie immer, wenn so etwas passirte,“ und sie erzählte von einem anderen ähnlichen Fall. „Und wir glauben, daß wir's heut besser machten?“ warf der Hörer mit einem leichten ironischen Mundzwinkern ein. Sie versetzte kühn herausfordernden Augenaufschlags: „Ich bin jetzt die beste Handarbeiterin in der ganzen Schule.“ Noch ein an-

derer Stolz redete dazu aus ihrem Gesicht; auch das ging, sie konnte sich auch schon mit einem Herrn beim Tanz unterhalten. Es war ebenfalls viel leichter, als sie es sich vorgestellt; freilich war Cai Rehwoldt eigentlich kein „Herr“, sie erinnerte sich seiner mehr und mehr als des Schulknaben, der oft mit den Büchern unter'm Arm an ihr vorübergegangen. Nun hatte der erste Tanz sein Ende erreicht, er verabschiedete sich von ihr wie von einem Kinde, weniger mit einer Verbeugung als leichtem Kopfnicken, das nicht ganz unverhohlen ungefähr ausdrückte: „Das Vergnügen gönn' ich meinem Nachfolger“, und er engagirte eine der in den obersten Rangklassen von siebzehn und achtzehn Jahren befindlichen Balldamen. Aber auch Helene Freihold brauchte kein Sitzenbleiben zu befürchten; ihre glimmernde Krone übte einen gewaltigen Reiz auf die jugendliche Phantasie, und der Ehrgeiz keines Primaners fühlte sich beschwichtigt, eh' er nicht wenigstens einmal mit der Festkönigin herumgetanzt hatte. Selbst kleine Krabaten wurden von der Großmannsucht gefaßt und wagten sich nach und nach mit einer Aufforderung an sie heran. Rehwoldt's Blick traf sie, wie sie sich mit dem langaufgeschossenen Primus der Untertertia herumdrehte; es war ihr augenscheinlich durchaus gleichgültig, mit wem sie tanzte. Die rasche Bewegung allein, das Da=

hinfliegen bildete den Reiz für sie; ihr dunkles Haargeflock tanzte mit um die Stirn, die Augen schimmerten drunter wie in einem leichten Rausch, mit der kleinen nickenden Krone auf dem Scheitel hatte ihr Bild jetzt etwas hübsch Phantastisches und konnte in der That an eine Prinzessin aus einem Kindermärchenbuch erinnern. Einmal, wie sie mit dem langen unbeholfenen Untertertianer an dem Studenten vorüberkam, hätte dieser sie fast nicht erkannt. Entsprang es aus einer grad' auf ihr Gesicht fallenden eigenthümlichen Beleuchtung — wenn es nicht im denkbarsten Widerspruch zu ihrem körperlichen und geistigen Wesen gestanden, hätte der Ausdruck ihrer Züge eine Fähigkeit leidenschaftlicher Erregung ihres Innern kundzugeben geschienen. Doch bei der nächsten Begegnung war nichts mehr von der sonderbaren Täuschung durch das Licht, oder was es gewesen, vorhanden, und das große Kind schwenkte sich wieder in dem köstlich fröhlichen Genießen eines Vergnügens, das ihr schwerlich bald nochmals zu Theil wurde, herum. Und ganz die nämliche von vorhin war sie, als ein Zufall es mit sich brachte, daß Rehwoldt sie noch einmal als Tänzerin bekam. Nur hatte sich ihre anfängliche Scheu vor ihm jetzt vollkommen verflüchtigt; sie plauderte über alle Dinge, die ihr grad' durch den Kopf gingen, wie mit einem lang=

jährigen Bekannten — seine Hoheit flößte ihr keinen Respect mehr ein, denn am Ende war sie ja gleichfalls eine Königin — und fortschwatzend ließ sie sich in einer Tanzpause an seinem Arm in's Freie hinausführen. Viele Paare, kleine und große, wanderten draußen in lachender Unterhaltung auf und ab, da sich eine erstickende Hitze unter dem Zeltdach angesammelt hatte.

Am westlichen Horizont glomm noch ein letzter Abendrothstrich, und Sterne sahen von oben, doch nur vereinzelt, herab. Zwischen ihnen zogen sich große Lücken hin, die man für dunkle Himmelsstücke halten konnte, wenn nicht ab und zu ein flimmerndes Zucken aus ihnen hervorgespielt hätte. Stärker, als bläuliches Wettergeleucht, flammte dies in raschen Wiederholungen über den schwarzen Waldumrissen des östlichen Hintergrundes auf. Die Julinacht war köstlich, warm und doch erfrischend, ein weicher Wind kam durch das Dunkel, aus dem die Lampions wie große, bunte Sterne ihr Licht warfen. Helene Freihold und ihr Begleiter schritten, die Kühle begehrlich einathmend, ebenfalls auf der weiten Koppel hin und her; vor ihnen stieg halb erkennbar etwas hoch auf, es war die vereinsamt-verlassene Vogelstange. Nun fiel dem Mädchen ein: „Grad' dahinter am Zaun hab' ich heut' Nach-

mittag eine weiße Schneeballe geseh'n, die möcht' ich mir anstecken; alle Anderen haben auch Blumen." Der junge Student antwortete: „Wenn Sie keine Katzenaugen bei der Hand haben, können Sie ebensogut nach Fliederbeeren suchen." Doch sie lief vorauf: „Ich weiß die Stelle ganz genau und man gewöhnt sich gleich im Dunkeln, daß es heller ist, als man meint." Cajus Rehwoldt brummte zurückbleibend vor sich hin: „Meinetwegen", und es kam etwas dahinter, das entschieden mehr wie „Schneegänschen" als „Schneeballe" klang; „ich will mein Mundwerk lieber wieder an einen Schluck Bier gewöhnen." Nachdem er etwa eine Minute gewartet hatte, rief er ärgerlich: „Haben Sie das Gänseblümchen noch nicht?" — „Nein." Die Antwort klang aus ziemlicher Weite. — „Wo stecken Sie denn?" — „Hier; es duftet so, das muß Je-länger-je-lieber sein." — „Je-kürzer-je-lieber schiene mir besser angebracht. Lassen Sie doch die botanische Simpelei, Lenchen! Das ist ein Kolleg, das nur vorhanden ist, um geschwänzt zu werden."

Doch in seine letzte Mahnung scholl es laut: „Au!" herüber. — „Was giebt's?" rief er, war indeß doch zu gutmüthig, um unthätig stehen zu bleiben, und lief in die Richtung. Nun tönte es ihm näher: „Ich bin in's Gestrüpp gekommen und ein Dorn reißt

mir am Kleid.“ Er lachte: „Es ist wohl wieder der Spitz — husch!“ und unwillkürlich, wie er's vor Jahren gefragt, fügte er hinterdrein: „Hat er Dir weh gethan?“ Das Mädchen fand offenbar die Frage vollkommen natürlich und erwiederte: „Nur ein bischen; aber ich hänge fest, und die Mutter wird bös, wenn ich mein Sonntagskleid zerreiße.“ — „Natürlich, dann giebt's 'ne Abfuhr, da muß ich wohl als Sekundant einspringen.“

Er unterschied den Schimmer ihres hellen Kleides zwischen einem Zaungesträuch über sich, schwang sich behend auf die Wallhöhe nach und half ihr, sich aus dem Dorngerank ungeschädigt herauszulösen. Dann sprang er an der freieren anderen Seite des Zauns hinunter und sagte: „Nun komm' nach! Kannst Du's?“ Sie lachte: „Das lernt man früher als tanzen.“ — „Und plumpst wieder auf die Nase, wenn man nicht rechtzeitig noch festgehalten wird.“ Er hatte sie mit den Armen halb aufgefangen; übermüthig antwortete sie: „Warum haben Sie's nicht darauf ankommen lassen? So kann man gut groß thun, das thun die Primaner alle.“ — „Bitte, es ist lange her, daß ich die Ehre gehabt habe, dazu zu gehören.“ — „Mir kommt's noch wie gestern vor.“ — „Schneeballe! Ich meine, hast Du das Ding gekriegt? Viburnum, glaub'

ich, heißt's, Klasse X, zweite Familie, fünf Staubgefäße, Blätter dreilappig — von wo bist Du denn hierher gekommen?"

Sie befanden sich auf einer anderen Koppel und gingen am Zaunwall entlang, um ein Heckthor für den Rückweg zu entdecken. Doch an dieser Seite fand sich keines und auch an der nächsten, rechtwinkelig daranstoßenden nicht. „So kommen wir vom Zeltplatz weiter ab," sagte das Mädchen. Der Student lachte: „'s ist wahrhaftig ein unverdienter Torkel, daß ich Deine Klugheit bei mir habe, sonst fänd' ich vermuthlich vor'm Morgen nicht wieder hin. Das schadete nichts, wenn wir nicht auch von der Bierquelle abkämen." Doch seine Begleiterin fiel ihm in's letzte Wort: „Ich glaube, die Quelle ist über uns."

Es hatte plötzlich angefangen, auf das fast unsichtbare Blattwerk neben ihnen herunterzurascheln, Rehwoldt streckte wagrecht die Hand aus, ein paar große Tropfen platschten d'rauf nieder, und er stieß mit komischem Abscheu aus: „Pfui Teufel, leibhaftiges Wasser! Und nicht 'mal gebrannt! Der Comment ist meiner Kehle seit ihrer Taufe nicht vorgeplätschert worden." — „Meinem Kleid auch nicht," tönte es etwas sorglich neben ihm. Der Regen verdichtete sich hörbar und fühlbar, zugleich fuhr ein blauer Flacker-

schein durch ihn hin und zerriß für einen Augenblick das tiefe Dunkel umher, aus dem in kurzer Entfernung ein hoher, breiter Baumwipfel hervortauchte. Der Blick des Studenten war grad' in die Richtung gegangen, und er rief: „Nur immer Schwein beim Pech, das ist die Hauptsache! Da sind wir dicht an die alte Linde — tilia — gerathen, daß wir Kleid und Kehle aus der Traufe herausbringen können. Aber flink! Mach' Beine!" — „Wo? Ich sehe nichts." — „Vorhin, dacht' ich, hatt'st Du Katzenaugen — wo ist Deine Hand? 's ist nichts als ein schlechter Witz von einem jungen Wolkenkalb über uns, so lange hält der alte Familienschirm da dicht."

Sie gelangten schnell unter den Schutz der Linde, und die in diese gesetzte Zuversicht zeigte sich voll gerechtfertigt; obwohl es jetzt stärker zu regnen begann, ließ das vielhundertjährige Laubdach keinen Tropfen durchdringen. Ein abermaliges Auffunkeln der Wolke überhellte unten fast rund um den Stamm beinahe bankähnlich hochaufgebuckelte Wurzelknorren, und Cajus Rehwoldt sagte: „Es scheint doch, daß wir uns hier ein bischen häuslich einrichten können. Zu trinken kann ich leider in meiner Wirthschaft „Zur grünen Linde" nichts anbieten, aber einen Platz, so viel Dir davon gefällt."

Er brach plötzlich kurz ab und stieß lachend hinterdrein: „Was lösen meine Gehirnganglien da für einen Reflex aus? Ich glaube, mein höchstverehrtes Fräulein, ich habe Sie schon seit einer Viertelstunde mit Du angeredet. Altera mater consuetudo; vermuthlich war der Spitz mit seinem dornigen Zahn oder zahnigen Dorn wieder daran schuld. Verzeihen Sie den kolossalen Mangel an Respect! Ich deprezire feierlich und will auch nachher einen Ganzen pro poena trinken."

Doch vor ihm aus dem Dunkel kam es zurück: „Das soll wohl nur ein Grund sein, um mehr trinken zu können? Ich hab's gar nicht bemerkt, danach scheint's eigentlich, als ob es mir viel natürlicher geklungen. Aber bei dem Spitz sagten Sie's ja auch so."

„Allerdings umgebracht, scheint's, hat es Dich nicht, nicht einmal Deine Zunge. Da ist meine schon wieder auf dem Spitzweg — na, dann bleiben wir drauf, Du hast recht, bequemer ist er im Grunde. Das nächste Mal, wenn ich das Vergnügen haben werde, Dich wieder zu sehen, ist's ja am Ende auch noch Zeit, den Respect nachzuholen; periculum in mora, daß etwas verpaßt wurde, ist vermuthlich nicht vorhanden. Also, sitzest Du den Umständen nach erträglich, liebes Kind?"

Das Mädchen entgegnete aus dem Dunkel: „Wie

auf einer Bank. Haben Sie denn auch einen guten Platz?"

Nun fiel der Studiosus Cajus Rehwoldt ihr in's Wort: „Nein, weißt Du, das läuft gegen den Comment. Wenn ich einen Fuchs Du nenne, versteht sich's von selber, daß er's mir auch thut! So einfältig sind selbst die Pennäle drüben nicht, sich von mir duzen zu lassen und mich mit Sie anzureden. Bringt das einer heraus, der sich nicht auf angeborenen Gehirnschwund berufen kann, so ist's ein Tusch, und ich hol' ihn mir vor 'ne Hakenquart über seine Nase. Darin bleibt sich Schwesternschaft und Brüderschaft gleich, ein Primanerfuchs wär'st Du auch wohl ungefähr. Es ist lobenswerth, daß Du so viel Reverenz vor meinen Semestern an den Tag oder eigentlich an die Nacht legst, aber der Comment ist überm Respect und rückt Dich zu mir herauf. Ist das in Deinen Kopf hineingegangen?"

Die Befragte antwortete jetzt lachend: „So schrecklich ist der Respect wirklich nicht. Mich däucht, davon liegt schon etwas drin, daß man uns Füchse heißt, denn Füchse sind bekanntlich sehr kluge Geschöpfe."

„Daß Dich der Rollmops beißt!" stieß der Student aus; „woher ist die Etymologie oder Aetiologie Dir in den Mund geschneit?"

„Auf die wunderbaren Herrlichkeiten verstehe ich

mich nicht; ich weiß nur, daß es nicht schneit, sondern regnet, weil nicht Januar, sondern Juli im Kalender steht. Aber ich denke, wer die Ehre hat, längere Zeit mit Dir zusammen zu sein, der kann gar nicht anders als klug werden."

Rehwoldt flog es vom Mund: „Du scheinst mir wahrhaftig nicht einmal so — ich komme Dir im voraus einen Halben auf Spezielles. Hör', da walzen sie drüben!"

Eine Walzermelodie der Musik kam vom Tanzzelt herüber, und einige von den bunten Lampen warfen offenbar ihren Schein zwischen leise vom Wind bewegten Gesträuchspitzen eines Zaunwalles hindurch, denn die flimmernden Lichtpuncte kamen, verschwanden und kehrten wieder. Auch durch die Blätter der alten Linde ging ein summender Ton, vermischt mit dem Geräusch des gleichmäßig auf das Laub niederfallenden leichten Regens. Das Wetterleuchten hatte sich nicht mehr wiederholt, doch die Wolkendecke alle Sterne überzogen, so daß sich in der tiefen Lichtlosigkeit unter dem breitästigen Baum nichts gewahren ließ, als eben ein Schimmer des hellen Mädchenkleides. Die Trägerin desselben meinte jetzt:

„Ich glaube, es hört auf zu regnen."

„Ja, es scheint."

„Dann kommst Du zu Deinem Bier.“

„Und Du zu Deinen klugen Mitfüchsen.“

Doch es trog; im Moment, wie sie aufstanden, um zu gehen, rauschte es wieder lauter, und sie mußten sich zurücksetzen. „Der Skat fängt an, langstielig zu werden,“ brummte der Student, „wir könnten 'mal eine Quodlibetpartie versuchen. Weißt Du nichts Amüsantes zu erzählen?“

„Nein, ich weiß nichts.“

„Ich auch nicht. Dann paßt's ja gut zusammen.“

Helene Freihold besann sich einen Augenblick, brachte indeß nichts zu Stande, als: „Es war einmal — so fangen meistens die Geschichten an.“

„Du wirst sicher noch einmal eine berühmte Schriftstellerin, der Anfang kann nicht besser sein. Wart einmal, Fuchs, die Idee ist doch nicht schlecht. Wenn wir keine Geschichte wissen, können wir uns eine machen. Viribus unitis, wir fabeln beide darauf los, immer einer um den andern, wie man umschichtig beim Ramstopf aufsetzt. Wollen 'mal sehn, wer das länger aushält, Jupiter pluvius oder wir. Also, was war einmal?“

Das Mädchen schlang die Hände hinterm Kopf zusammen, lehnte sich gegen den Stamm und antwortete, dadurch mit einer Eingebung versehen: „Eine alte Linde.“

„Die war, ehe sie alt geworden, eine junge Linde.“

„Nämlich damals, wie unsere Geschichte beginnt.“

„Teufel auch, Geschichte! Ich glaube, daß ich ein Haus drunter baue.“

„Und ich decke das Dach mit Ried und setze vorn einen hölzernen Pferdekopf drauf.“

„Dann lasse ich Kühe darunter brummen.“

„Auf den Garten hinaus, der rundherum um die Linde liegt.“

„Und eine Bank läuft um den Stamm herum.“

„Darauf saßen am Abend die Leute aus dem Hause nach der Arbeit.“

Es ging Wort um Wort, versetzte beide in einen gewissen Eifer, die Erfindungszuthat möglichst rasch auf die vorangegangene folgen zu lassen, und verhalf dem neu erfundnen Spiel weit über Erwarten zu seinem Zweck. Allerdings brachten die einzelnen Bausteine der „Geschichte“ manchmal ein etwas verwunderliches Gemäuer zu Stande, aber ein gewisser Stil lag doch drin, und nach und nach bemühten die beiden Architekten sich, mit Verständniß wechselseitig auf ihre Absichten einzugehen und sich in die Hände zu arbeiten. Der Ehrgeiz ward gereizt und regte seinerseits die Phantasie an, die sich spielend lebhaft bethätigte, doch ward unvermerkt ein halb ernsthaftes geistiges Ringen

daraus, in welchem keiner dem andern nachzustehen trachtete. So setzte sich ein nicht unübles und anschauliches Bild dessen zusammen, was die Linde in frühen Tagen ihres Daseins um sich gesehen und gehört haben konnte — dann erhob sich Kriegsgeschrei und Getümmel draußen, und Feinde brachen in die friedliche Welt unter ihr herein. Den Anfang zu dieser letzteren Wendung hatte der junge Student gemacht, aber es fiel überraschend, wie in der Fortspinnung des Verlaufes die Einbildungskraft des Mädchens mit ihm zu wetteifern vermochte. Ihm war zuvor fast über die Zunge geflogen: „Du scheinst mir wahrhaftig nicht einmal so einfältig, wie Du aussiehst," und ihr Antheil an der Zusammenfügung der Geschichte ließ keinen Zweifel, daß sich mehr als das gewöhnliche geistige Maaß von Mädchenköpfchen hinter ihrer Stirn barg. Nur gewissermaßen ihr selbst fremd, es mußte erst in ihr angeregt und zu offenbarender Thätigkeit gebracht werden, wie ihre Füße auch kurzer Uebung bedurft, um sich dem Tact der Tänze anzupassen. Doch nun glitt sie mit geistig und körperlich gelöster Zunge leicht dahin, fand hurtig einen hübschen, zutreffenden, selbst malerischen und poetischen Gedanken um den andern. Und die Blätter des alten Baumes, aus dessen Vorzeit sie ihre Phantasie spann, murmelten dazu, der Regen

fiel leise rauschend auf das Laub, und verweht herüber klangen die Töne der Musik.

Dann brach Helene Freihold einmal plötzlich mitten in einem Satz ab und stieß schreckhaft aus: „Mich sticht etwas!" Ihr Gefährte sprang von seinem Sitz auf: „Was hast Du?"

„Ich weiß nicht, ein Insect ist mir vom Baum auf den Kopf gefallen und sitzt an mir."

Ihr Kleidschimmer ließ ihn die Hand richtig nach ihrem Kopf vorstrecken; und er tastete mit der Hand auf ihrem weichen Haargeflock. „Wo ist's?"

„Nein, tiefer — jetzt kriecht's am Hals — gewiß eine Biene — laß Dich nicht stechen!"

Doch er antwortete gleichgiltig: „Halt nur still! Vor 'ner Bienentiefquart kneifen wir noch nicht von der Mensur, Euereins wär' freilich nicht dabei zu brauchen. Da ist's, nein, es krabbelt weg. Nur ruhig!"

Seine Fingerspitzen waren am Nacken der Vorgebeugten auf etwas Rauhes getroffen, das indeß bei der Berührung unter den Kragensaum des Mädchens niederschlüpfte. Doch lag der letztere ziemlich locker und weit um den Hals, so daß die nachforschende Hand des Suchenden um ein paar Zoll über die feine, warme Haut des Rückens hinunterzutauchen vermochte.

Dann sagte er: „Da ist das Ding!" und er zog's hervor.

„Ich danke Dir sehr; was war's?"

Er zwirbelte es zwischen den Fingern. „Ein fürchterliches Ungeheuer, mich wundert's, daß Du noch lebendig bist. Da! Ein Lindwurm, ich meine eine Lindenblüthe."

Das war alles gewesen, ihre Hand erkannte es jetzt auch, und sie lachte: „Ja, man kann mit dem Nacken nicht sehen."

„Aber fühlen; bist Du mager, Du könnt'st ja als Modell in der topographischen Anatomie dienen, um die Rückenwirbel zu zählen. Riecht denn die Lindenblüthe so stark?"

Er stand noch etwas vorgebeugt, und ein voller Blumenduft kam ihm dicht aus der Dunkelheit entgegen. Das Mädchen erwiederte: „Nein, wohl das Je-länger-je-lieber, das ich vorhin im Zaun gepflückt habe."

„Je-länger-je-lieber, Lonicera. Klasse X. Dieselbe Familie wie die Schneeballe. Fünf Staubgefäße. Blumenkrone röhrig. An Hecken. Periclymenum, Linné. Ich komme doch noch beim Examen in der Botanik durch. Es riecht wirklich gut."

Sein Gesicht bog sich einige Augenblicke herunter

und er zog den Duft der unsichtbaren Blume ein, die Helene Freiholds sich vor der Brust befestigt hatte. Diese ahmte mit schalkhaftem Ton nach: „Je-kürzer-je-lieber meinst Du wohl; ich hörte es vorhin ganz gut.“

„Ja, man muß den botanischen Dingen immer erst ein bischen näher kommen, um zu spüren, daß sie duften. Au! das war etwas zu nah, und Dein Kopf ist keine Blumenkrone!“

Sie hatten beide gleichzeitig eine Bewegung gemacht und waren mit den Köpfen zusammengestoßen. Danach brachen sie beide in ein fröhliches Lachen aus, dann sagte das Mädchen; „Nun können wir in unserer Geschichte fortfahren. Mir ist bei der Lindenblüthe etwas Neues gekommen, woran ich vorher nicht gedacht. Also an dem Abend, wie der feindliche Sturm anrückte, blühte die Linde grad.“

„Und es hatten sich zwei junge Leute darunter gesetzt, die sich vortrefflich miteinander unterhielten.“

„Obgleich der eine den andern eigentlich vorher für furchtbar dumm gehalten hatte.“

Cajus Rehwoldt öffnete nach kurzem Besinnen den Mund, um seine fortsetzende Erwiederung daran zu knüpfen, doch die Geschichte der Linde sollte für heut nicht weiter gelangen. Unangekündigt fuhr plötzlich,

kaum um ein halbes Hundert Schritte entfernt, eine schwefelgelbe Blitzschlange vom Himmel, mit ihr zugleich fiel, wie etwas Körperliches, ein knatternder, polternder, betäubender Donner aus der Luft, das mächtige Geäst des alten Baumes bog sich von einem jähen Sturmstoß wild durcheinander, und ein wolkenbruchartiger Guß peitschte rundum durch die Finsterniß auf den Boden herunter. Einen Augenblick war nach dem Wetterschlag ein fernes Durcheinanderrufen und Zetern von vielen Stimmen herübergetönt, aber dann ward alles vom Windgeheul, Blattgesause und Regengeprassel verschlungen. Gegen diesen Sturz hielt auch die Linde nicht mehr dicht, wenigstens tropfte es an ihrem Außenrande schwer durch das Laubwerk, und der Student rief. „Rumpera-dipumpera, Lenchen, jetzt haben wir die Abendsuppe und brauchen nicht drauf zu blasen. Da oben, scheint's, wird eine Leckbierkumme umgestülpt und der Familienschirm schüttelt sich vor dem Zeug. Da ist's am besten, wir halten uns dicht an seinem Stock. Tritt hinauf! Geht's?“

Sie flüchteten, auf die Wurzelknorren steigend, so hart wie möglich an den Stamm der Linde, doch Helene gerieth auf eine abschüssige Buckelung, glitt mit dem Fuß halb nieder und wäre gefallen, wenn Rehwoldt sie nicht, in einem instinktiven Gefühl ihrer

Lage vorgreifend, gehalten hätte. „So, ich stütz' Dich — nur ruhig Blut! Leg die Arme wie eine Dryade um die alte Großmutter, wenn Du auch nur ein Fünftel herumkommst, und mach den Mund zu, daß Dir kein sündhaftes Wasser hineintropft. 's ist noch gar nicht so schlimm in unserer Arche, ich vermuthe, im Zelt drüben haben sie's übler."

Es war recht unbequem und kostete ihn ziemliche Anstrengung, von seinem Stand aus das Mädchen mit beiden Händen in der gesicherten Stellung zu erhalten, aber er ließ nicht das Geringste davon merken, der Unwetterausbruch schien seine mehr und mehr angewachsene gute Laune noch gesteigert zu haben. Lustig sprach und summte er halb travestirte studentische Bummellieder vor sich hinaus:

„Am Baum mit dem dicken, dicken Stamm
Duckten einst zwei Hasen;
Fielen ihnen aus dem grünen, grünen Blatt
Tropfen auf die Nasen.
Ecce quam bonum,
Bonum et jucundum,
Habitare fratres,
Fratres in uno!"

Helene Freihold mußte trotz ihrer Situation lachen. „Was heißt das Letzte? Wie die beiden Hasen ducken, kann ich mir lebhaft vorstellen, aber Lateinisch verstehe

ich immer noch nicht, so klug bin ich sogar in Deiner Gesellschaft noch nicht geworden."

„Das heißt: Siehe, wie gut und erfreulich ist es, wenn Brüder — und Schwestern, muß man im vorliegenden Fall interpoliren — einträchtiglich zusammen hausen."

„Und die Blätter dazu sausen,
Und die Wolken dazu brausen."

fuhr das Mädchen reimend fort, und ihr unsichtbarer Aufrechterhalter ergänzte weiter:

„Und möchten beide schmausen
Und haben nichts zu mausen,
Als Wasser aus den Brausen."

Eine gefährliche Zuflucht bei dem Gewitter war's unter dem hohen Baum, doch beiden kam der Gedanke nicht in den Sinn und er wurde auch nicht mehr in ihnen geweckt. Das Unwetter zeigte sich von eigenthümlicher und seltener Art; obwohl man beinahe fühlte, daß die Atmosphäre schwer mit Electricität geladen sei, folgte doch kein weiterer Blitzschlag, es mußte eine andre, nicht wahrnehmbare Ausgleichung zwischen den Wolken und dem Erdboden stattfinden. Auch der prasselnde Regensturz war nur von überraschend kurzer Dauer; er hörte fast plötzlich auf, mit ihm auch die stürmische Luftbewegung, und alles lag auf einmal im Dunkel wie zuvor, doch todtenruhig. Der junge Student

sagte ungläubig-verwundert: „Ist das wieder nur ein schlechter Witz, um uns in die Badewanne hineinzulocken? Wo geht's denn eigentlich von unserer Stammkneipe hier zum Commerssaal hin?“

Er sah umher, allein aus der Richtung, in welcher das Tanzzelt liegen mußte, kam kein buntes Lampiongeflimmer und ebensowenig mehr ein Musikklang herüber, nur weiterher ward von dort ein verworrenes Stimmengesumme vernehmbar. Helene Freihold horchte kurz und sprach: „Ich glaube, sie sind gar nicht mehr auf der Koppel, sondern haben sich erschreckt auf den Heimweg gemacht.“

„Nachdem sie vorher in ihrer Leinwandbadwanne eingeweicht worden und wir die beiden einzigen Trocknen geblieben sind,“ lachte Rehwoldt. „Geschieht der ganzen Sippschaft recht, warum sind sie nicht mit in unsere Stammkneipe gekommen? Das haben 's hochverehrliche Lehrercollegium, Mütter und Tanten von ihrem angeborenen horror vor einer fidelen Exkneipe. Da müssen wir wohl die Generalbeschließer beim Vogelschießen machen, Lenchen; 's ist eigentlich schad' und undankbar gegen unsere Alte da, sie gleich, sobald man sie nicht mehr braucht, sitzen oder stehen zu lassen.“

Die Linde hatte in der That beide fast vollständig trocken erhalten, während sich nach ihrer rich-

tigen Muthmaßung der ganze Schwarm des Gymnasiums und der übrigen Festtheilnehmer durchnäßt drüben am Ende der großen Koppel dem zur Stadt führenden breiten Weg entgegenwälzte. Das Geschwirr ihrer hundertfältigen Zungen diente den beiden Schützlingen der alten Linde als Richtungdeuter, doch hatte der Student vorsorglich gesagt: „Gebrannte Kinder scheuen das Feuer; gieb mir die Hand, daß Du mir nicht in der Pechfinsterniß noch einmal verloren gehst und wieder in die Dornen kommst.“ So führte er Helene sicher mit sich, sie fanden diesmal bald glücklich ein Heckthor und gelangten nach wenigen Minuten auf die Festkoppel zurück. Hier war alles lautlos und dunkel, im ersten Schreck über den heftigen Gewitterausbruch hatten sich auch die Budenbesitzer und Wirthschaftsführer blindlings mit dem übrigen Getümmel davongemacht. Nur ein einzelner Lichtschein tauchte jetzt vor den beiden letzten Nachzüglern auf, als ob Sturm und Regen ein einziges Lämpchen nicht ausgelöscht hätten. Verwundert sahen sie drauf hin; wie sie näher kamen, hob der helle Schimmer sich höher in die Luft, und nun stand er als eine zuckende blaue Flamme hoch über ihren Köpfen. Unwillkürlich ließ Rehwoldt zum erstenmal die Hand des Mädchens fahren und stieß emporblickend aus: „Alle Hagel — das ist ja

die Vogelstange, die uns zu König und Königin gemacht, und oben auf der Messingspitze tanzt das Ding herum. Wenn einer Glück haben soll, fällt er auf den Rücken und bricht das Nasenbein. Ich glaube, mein Professor Ordinarius der Physik würde gern seines dafür brechen, wenn er im Augenblick an unserer Stelle wäre. Das hüpfende Laternchen könnte ein gutes Eintrittsgeld verlangen, denn es kann nichts anderes sein als ein Sanct-Elmsfeuer."

Auch das Mädchen sah staunend hinauf und fragte: „Sanct-Elmsfeuer? Was ist das?"

Der junge Mediciner machte eine mechanische Bewegung mit einem seiner Finger nach dem Nasenrücken und antwortete halb lachend:

„Ja, weißt Du, darüber sind die größten Gelehrten sich zum Glück noch nicht recht einig. Aber in die Physik schlägt's, und mein Professor könnte im Examen grad' so neugierig fragen wie Du. Wir wollen 'mal probiren, seinen Wissensdrang zu befriedigen. Sanct-Elmsfeuer — ein zungenförmiger Lichtglanz, der sich nur selten, bei besonderen electrischen Verhältnissen an Kirchthurmspitzen, Fahnenstangen, Schiffsmasten, Kirchhofskreuzen zeigt. Rührt wahrscheinlich von ausströmender Erdelectricität her, die der Electricität der Wolken oder oberen Luftschichten ent-

gegengesetzt ist. Leicht beweglich, flackernd, hell aufleuchtend, manchmal knisternd, dauert aber nicht lange, entzündet nicht und besitzt keine Wärme. Heißt auch Sanct-Eliasfeuer, Sanct-Hermesfeuer, Sanct-— meiner Treu, auch Sanct-Helenenfeuer —"

Der Sprecher brach mit einem körperlichen Ruck seine letzte Beifügung ab und sah verstummend, groß erstaunt vor sich, denn auf einmal tauchte das Gesicht seiner Begleiterin leise überhellt vor ihm aus dem Dunkel. Das Sanct-Elmsfeuer der Vogelstangenspitze warf seinen Schein nicht so weit herab, doch an den Zacken der kleinen Krone auf dem Scheitel des Mädchens waren wie mit einem Zauberschlag ebenfalls bläuliche Flämmchen aufgefunkelt, hoben eben die Farbe und die Umrisse des Antlitzes zartschimmernd aus der Nacht und ließen die Augen darin zwischen den weit aufgeschlagenen Lidern wie ein paar geheimnißvolle Sterne hervorleuchten. Und einen Moment stand Cajus Rehwoldt unbeweglich, wiederholte nur einmal unbewußt sein letztes Wort: „Sanct-Helenenfeuer" — dann schlang er plötzlich lautlos seinen Arm um den Nacken Helene Freiholds und küßte sie auf den Mund.

Sie hielt die Lippen fest geschlossen und rührte sie nicht, doch sie machte auch keine Regung, sich seinem Arm zu entziehen. Ihr Körper war wie gelähmt, ihr

geistiges Wesen verdutzt und gedankenberaubt; sie ließ willenlos etwas über sich ergehen, womit sie offenbar im Augenblick des Geschehens kein Verständniß verband. Und ebenso ließ sie danach ihren Schritt von ihm weiter lenken; ohne ein Wort zu tauschen, wanderten sie hinter dem Schulschwarm drein, doch sein Arm hielt sich dabei fort um ihren Nacken gelegt. Der letztere wehrte sich nicht dagegen, aber gab auch keinerlei Lebensregung kund; sie ging automatenhaft mit schlaff niederhängenden Händen. Wenn die Finger ihres Begleiters nicht von der Blutwärme des Nackens unter sich anders überzeugt worden wären, so hätte sie ihm wie eine sich durch künstliche Mechanik vorwärts bewegende Gliederpuppe erscheinen können. Unverkennbar fand die electrische Ausströmung aus der Erde hauptsächlich auf der Festkoppel statt, denn gleich nachdem sie von dieser auf den breiten Fahrweg hinübergetreten waren, erloschen die Flämmchen des Sanct-Elmsfeuers an den Kronenzacken des Mädchens.

Immer lautlos gingen sie langsam dahin; doch von der Wetterfurcht befreit und unter dem jetzt völlig regenlosen Himmel, an dem sogar aus Wolkenlücken wieder einzelne Sterne zu glimmern anfingen, staute sich der heimkehrende dichte Zug vor ihnen nun öfter an, und sie mußten bald den Nachtrab desselben er-

reichen. Auch daß der junge Student seinen Schritt noch mehr zu verlangsamen suchte, änderte nichts daran; zuletzt hielt er den Fuß ganz an, offenbar um eine Fortdauer des Zurückbleibens zu ermöglichen. Willenlos wie bisher blieb auch Helene Freihold stehn, doch nur ein paar Pulsschläge lang. Dann bog sie plötzlich ihren Nacken unter dem Arm Cajus Rehwoldts durch, schlang statt dessen in der nächsten Secunde ihre beiden Hände um seinen Hals zusammen, küßte ihn wortlos auf die Lippen und war, rasch vorwärtslaufend, um einen Augenblick später zwischen dem dunklen, lachenden, zeternden, streitenden Haufen der windelweich durchregneten Vogelgilde verschwunden.

*
* *

Gewöhnlich zweimal im Jahr trug mich der Zug an der alten Linde vorüber, zumeist im Frühling und Herbst. So sah ich sie oftmals ihre ersten lichtgrünen Blätter aufrollen und ihr gelbes Laub abwerfen. Immer hatte sie dabei etwas Großes und Ruhiges, das sich nicht um das Kommen und Schwinden ihres Sommerschmuckes, überhaupt nicht um die Vergänglichkeit der Dinge um sie her zu bekümmern schien. Die Felder, über welche die Morgen- und die Abendsonne ihren Schatten warf, wechselten in der Erscheinung und Benutzung; wo sie von Graswuchs bedeckt gewesen, wellten

sich Saathalme im Wind, und wo hohe Kornähren vorher einen Goldteppich ausgebreitet gehabt, weideten die Rinder. Auch die Zaunwälle erhielten sich nicht unverändert. Hier und dort lag einmal das lebendige Wachsthum auf ihnen von wirthschaftender Menschenhand abgeschlagen, und mit den Haselbüschen und Schlehdornen war das bunte Gewirr von Schneeballen und Geißblatt, Pfaffenkäppchen und Brombeeren, alles, was sich hundertfältig dazwischen angesiedelt, verschwunden. Aber die hier vertriebenen Heckengäste hatten sich drüben desto zahlreicher wieder eingefunden; es waren andere und doch dieselben. Und so blieb im Großen auch das ganze Bild trotz seines Wechsels immer das nämliche, eine Anschauungstafel im weiten Lehrgebäude der Natur über das Entstehen und Vergehen von Geschlechtern. Nur der Stamm und das mächtige Geäst der alten Linde nahmen scheinbar an diesem rastlosen Wandelgang nicht theil, sondern blickten als etwas dem Machtgebot der Zeit Entrücktes auf das Kommen und Gehen unter sich herab.

Vermuthlich wurde das Vogelschießen des Gymnasiums aus dem Städtchen alljährlich in gleicher Weise — auch von kommenden und gehenden Schulgeschlechtern — auf demselben Platz abgehalten, doch

ich nahm niemals wieder ein Anzeichen davon wahr. Nur die Phantasie gestaltete mir im Vorbeifahren das einmal von meinen Augen gesehene, mittelalterlich farbige Bild auf die große Koppel zurück; sie selbst lag stets in lebloser Stille da, als ob sie nie von Menschenfüßen betreten würde. Mein Weg führte mich aber nicht wieder um die Zeit des Schulfestes an ihr entlang.

So berührte mich jedesmal gleichartig der nämliche Gegensatz brausender Hast meines von lauten, geschäftigen Stimmen erfüllten Zuges und der wandellosen Ruhe, mit der die Linde, immer von derselben Einsamkeit umgeben, das Menschengetriebe unbeachtet flüchtig an sich vorüberjagen ließ. Nur zweimal faßte mein Blick etwas Lebendiges unter ihr auf; es muß in den beiden Jahren nach jenem gewesen sein, in welchem das bunte Treiben die Koppel übersäet hatte.

Zum ersten Mal war's im Mai, daß mir ein hellbläuliches Mädchenkleid, sich zart aus dem frischen Grün abhebend, von dem grauen Baumstammfuß entgegensah; es gehörte einer Gestalt an, die offenbar in unbeweglicher Haltung auf einer Bank oder einem hochragenden Wurzelknorren der Linde saß und dem Lerchengetriller über der jungkeimenden Saat umher zuhören mochte. Dann kam ich im gleichen Jahr nochmals

vorbei, schon ziemlich spät im Herbst und im Tageslicht, denn die Sonne warf bereits ein röthliches Abendgeleucht auf den goldgelben Laubbehang der alten Linde und hob neben dem Stamm derselben deutlich abermals eine einzelne weibliche Gestalt hervor. Sie saß nicht, sondern stand aufrecht, unverkennbar hoch und schlank, und schien in die untergehende Sonne hineinzublicken; ihr Arm machte dabei eine plötzliche Bewegung, als ob sie gedankenabwesend mechanisch mit der Hand nach einem langsam an ihr niederschwebenden welken Blatte greife. Der Zug drehte sich ab, und erst wie das herbstliche Bild mir aus den Augen verschwunden war, knüpfte mein Gedächtniß an das beim letzten Mal drüben unter dem Baum Wahrgenommene an und rief mir zurück, daß der gleiche hellblaue Kleidschimmer damals, wie eben, sich aus der Landschaft hervorgehoben hatte. War es etwa dieselbe Persönlichkeit, welche im Frühling dort gesessen? Meine Einbildung spielte im Weiterfahren mit der Vorstellung, daß es so sei. Die Unbekannte — wohl ein junges Mädchen aus der Stadt hinter dem Waldrande — hatte einen Zug zu der Stelle; augenscheinlich mußte sie sich sehr häufig dort aufhalten, wenn mein Blick sie zweimal so angetroffen. Jedenfalls besaß sie eine poetische Naturempfindung — ihr Herz hing an der alten Linde —

vielleicht auch noch an etwas Anderem, das mit jener in einer Verbindung stand — das sie aus dem Summen der Blätter vernahm —.

Der Zug hämmerte auf harten Boden über, und die Einbildung gab ihr Spiel mit fremd und körperlos zergehenden Schatten auf. Doch ich erinnere mich, daß mir bei der nächsten Vorüberfahrt das Gedächtniß daran wieder auftauchte und mein Auge unwillkürlich unter der breiten Schirmwölbung der Linde nach dem blauen Kleide suchen ließ. Aber es befand sich nicht mehr dort und ich gewahrte es auch später niemals wieder; überhaupt nie ein menschliches Wesen mehr in weitem Umkreis um den hohen Baum, der immer mit dem Gleichmuth langer Lebensdauer auf das Kommen und Schwinden in der Feldstille unter sich niederschaute.

*
*   *

In breiter, vom geräuschvoll treibenden Geschäftsverkehr etwas seitab gelegener Straße einer norddeutschen Großstadt befand sich an der Zugangsthür eines ansehnlichen Gebäudes ein Porzellanschild mit der Aufschrift: „Dr. med. et chir. Cajus Rehwoldt.“ Es nahm sich noch neu aus, aber doch nicht mehr wie von gestern, ein paar Jahre mochten schon mit Sonnenschein und Regen daran vorbeigewechselt haben. Gegen=

wärtig lag das erstere darauf, und zwar heiße Nachmittagssonne eines Julitags.

Beim Eintritt durch die Thür ließ die Wohnung des jungen Arztes sogleich erkennen, daß er noch unverheirathet sei. Sie bestand nur aus drei Erdgeschoßräumen, einem Schlaf-, Arbeits- und Vor- oder Wartezimmer. Das letzte zeigte keinen bedeutenden Umfang, so daß der Weitergelangende von der Größe des anstoßenden Raumes überrascht ward. Selbst ein halbes Dutzend breit-tiefer Schränke mit Insektensammlungen und Herbarien verengten ihn nicht, darüber sahen zahlreiche Glaskästen mit ausgestopften Vögeln von den Wänden; das Ganze sprach von ungewöhnlichem Interesse für Zoologie und Botanik, doch ebenso von einem Vorhandensein der Mittel, um demselben nachhängen zu können. Auch die Bücher auf einigen Repositorien deuteten zumeist in die nämliche Richtung. Sonst wies das Zimmer noch die Einrichtung und die Bedürfnißgegenstände eines beschäftigten Arztes auf, der offenbar auf leibliche Bequemlichkeit kein Gewicht legte. Ein Sopha fand sich nicht unter den sehr einfachen Möbelstücken, nur ein leichter Rohrlehnsessel stand vor dem großen Schreibtisch, auf dem ein Häuflein engbeschriebener Bogen die Arbeit an einer wissenschaftlichen Abhandlung muthmaßen ließ.

Augenblicklich ruhte diese, denn es war die Nachmittagssprechstunde des Arztes und das Wartezimmer mit mehreren Leuten besetzt. Er erledigte die nacheinander folgenden Fälle sicher und rasch; wo es nothwendig fiel, stellte er eine gründliche Untersuchung an, man sah, daß er sich des Wissens und Könnens in seinem Berufe ruhig bewußt war und nichts mehr von der eigenthümlichen, Unschlüssigkeit verhehlenden Hast eines Praxisanfängers besaß. Er hatte nach seinem Examen ja ein Jahr hindurch die Stellung des ersten Assistenten in einer chirurgischen Klinik bekleidet und sich an seinem neuen Niederlassungsort bereits einen gewissen Ruf in der Wundarzneikunst erworben. So bewegte sich seine ärztliche Thätigkeit, der er sich mit ebensovielem Erfolg als Eifer hingab, vorwiegend auf diesem Gebiet. Aber der Ausdruck seines Wesens verbarg trotzdem nicht ganz, daß es im Wesentlichen eine von Außen stammende Nöthigung des Lebens sei, welche ihn zur Ausübung seiner Wissenschaft und möglichsten Erweiterung seiner chirurgischen Praxis veranlaßte. Ein hin und wieder nach den Wänden des Zimmers abschweifender Blick verrieth, eine Lieblingsneigung suche seine Gedanken zur Beschäftigung mit anderen Gegenständen zu verlocken, und sowohl die Sammlungen in den Schränken, als ein geöffnet auf dem Schreibtisch

liegender Brief bezeugten, worin diese Vorliebe bestehe. Der Brief bildete einen höchst auszeichnenden Beleg der Anerkennung, welcher sich der junge Arzt erfreute, denn er enthielt, von der Hand des ordentlichen Professors der Zoologie Friedrich Dedekind unterzeichnet, eine offizielle Aufforderung desselben an Rehwoldt, ihn auf einer von der Regierung ausgerüsteten mehrjährigen wissenschaftlichen Expedition in's Innere von Südamerika zu begleiten. Das Schreiben ließ ein Voraufgegangensein öfterer mündlicher Verhandlungen erkennen und trat jetzt nur als amtliche Bestätigung früher schon gemachter Anerbietungen auf. Es trug ihm die Stellung des ärztlichen Berathers bei der Expedition an, fügte aber hinzu, wie nicht die chirurgische Tüchtigkeit Rehwoldt's allein den Ausschlag gegeben, sondern daß seine ausgebreiteten zoologischen und botanischen Kenntnisse, sowie die Leistungen, welche er auf diesen Gebieten bereits zu Tage gefördert, ihn dem Führer der großen wissenschaftlichen Forschungsreise als höchst werthvollen Beihelfer erscheinen ließen. Der Brief schloß mit der Bitte um rascheste Zusage, da noch nicht bestimmbare Umstände vielleicht einen früheren Aufbruch, als er bisher in Aussicht genommen worden, erfordern könnten.

Die Beeinflussung durch die Jahre und die Wandlungen geistiger Neigungen sind oft seltsam, von Zu=

fälligkeiten abhängend, und Cajus Rehwoldt hatte in den ersten Semestern seines medizinischen Studiums keine Ahnung davon besessen, daß er sich im Verlauf desselben mit so besonderer Hingabe Zweigen der Naturwissenschaft zuwenden würde, deren Collegien er anfangs als solche betrachtet hatte, die „nur vorhanden seien, um geschwänzt zu werden.“ Wie dieser Trieb in ihm entstanden, wußte er selbst kaum, doch hatte derselbe ihn plötzlich einmal gefaßt und beinahe in jähem Uebergang aus einem gedankenlos in den Tag hineinbummelnden Studenten einen ernsthaft aufwärtsstrebenden Arbeiter gemacht. Zunächst freilich noch ausschließlich in seiner gewählten Berufswissenschaft, allein dann war er von der letzteren zur Verwunderung seiner Bekannten eines Tags nicht mehr befriedigt worden, und er hatte alle ihm von seinem Studium gelassenen Mußestunden zu einsamem Umherstreifen in Feld und Wald benutzt. Von diesen Wanderungen brachte er sonderbarer Weise im Anfang stets große blühende Zweige der wilden Schneeballe und des Geißblatts mit sich nach Haus; alle sonstigen Pflanzen schienen für ihn kein Interesse zu haben. Die beiden genannten aber begann er botanisch zu studiren und zu zergliedern, als ob er bei ihnen einen besonderen, wichtigen Aufschluß über etwas zu gewinnen erwarte, und unverkennbar war erst aus

dieser merkwürdigen Spezialbeschäftigung allmählich seine wissenschaftliche Antheilnahme an allem organischen Naturleben hervorgegangen. Seine eigene Natur schien gleichzeitig eine Veränderung erlitten zu haben; die sorglose Lustigkeit derselben hatte sich zu einem schweigsamen Ernst umgewandelt, der, alle Vergnügungen der Jugend aufgebend, einzig noch in seinen neuen Untersuchungen und der Anlegung von Sammlungen einen Lebenszweck und Genuß fand. Die Muthmaßung lag nahe, daß irgend ein Ereigniß starke Wirkung auf ihn geübt und diese Verkehrung seines Wesens erzeugt habe, und — wie es zunächst zu geschehen pflegt, wenn sich ein lebensfreudiger junger Mann plötzlich zu einem Einsiedler und halben Sonderling umgestaltet — rieth man auf eine unerwiederte Liebesneigung. Doch ihm näher Stehende konnten diese Annahme mit Bestimmtheit verneinen, denn während er in seinen ersten Semestern ein flotter Tänzer und in der studentischen Kunst des „Poussirens“ hervorragend bewandert gewesen war, hatte er sich nachher mehrere Jahre lang mit unverkennbarster Gleichgültigkeit von jeglichem weiblichen Verkehr ferngehalten. Und in der kleinen Universitätsstadt, wo das tägliche Thun und Treiben keines der ihr Angehörigen verborgen blieb, konnte eine Täuschung in dieser Hinsicht selbst durch etwaige vorsichtigste Geheim-

haltung eines Verhältnisses nicht in Frage kommen. Ohne auffindbare Erklärung war Cajus Rehwoldt aus einem Saulus zu einem Paulus, vom leichtlebigen Corpsburschen zum „Wissenschaftssimpler" geworden, der dann obendrein noch sein Fachstudium über kaum damit zusammenhängenden Allotriis vernachlässigte. Er hatte, als er nach Beendigung seines dritten Semesters sich noch in der alten fröhlichen Laune plötzlich mit ausdauerndstem Fleiß auf seine Medizin geworfen, den Eindruck erregt, daß er möglichst schnell eine eigene selbstständige Lebensstellung zu erringen trachte. Aber nach dem Ablauf einiger Jahre war auf einmal dieser Eifer wieder bei ihm erloschen; es schien ihm durchaus gleichgültig geworden, ob er sein Examen früher oder später machen könne, und er vertiefte sich ganz in seine neuen botanisch-zoologischen Interessen. Und während er gegenwärtig in der schwül-heißen Julinachmittagsluft die Fälle seiner Sprechstunde erledigte, stand ihm in der Miene zu lesen, daß er trotz der Sorgfalt seiner Untersuchungen auch jetzt nicht ausschließlich bei diesen mit seinen Gedanken anwesend sei. Die sechs oder sieben Jahre, seitdem die Umwandlungen mit ihm vorgegangen, hatten naturgemäß auch auf seine körperliche Erscheinung gewirkt. Er war zu kraftvollerer Entwickelung vorgeschritten und zog, in schöner, erster

Mannesjugend befindlich, gleicherweise durch leibliche Gestaltung wie durch die geistige Ausprägung der Gesichtszüge den Blick auf sich. Nur lag in dem letzteren für die jungen Damen der Häuser, in die sein Verkehr und Beruf ihn führte, zu viel Abgewandtheit von allen wesentlichsten Interessen, welche für sie den Inhalt des Lebens ausmachten. Ausschließlich wissenschaftliche Fragen besaßen ein Anrecht an seine Aufmerksamkeit, und wie sich kaum ein Wort gesellschaftlicher Galanterie bei ihm auf den Lippen vorstellen ließ, so fiel es unmöglich, seine gleichmäßig ernste Ruhe durch eine gemüthliche Erregung, eine Aufwallung durchbrochen zu denken. Das mußte im Allgemeinen der Antheilnahme an einem jungen Mann Abbruch thun und war im Besonderen bei dem Dr. Rehwoldt sehr schade. Denn zu seinem eigenen Besten wäre zu wünschen gewesen, daß er bald eine geeignete Lebensgefährtin in sein Haus geführt hätte. Aber dazu gehörte ein unterscheidender Blick für die Vorzüge eines weiblichen Wesens vor dem andern, den der junge Arzt offenbar nicht inne hatte, da sein Verhalten gegen Alle stets genau das gleiche blieb. Ihm schien nach dieser Richtung der Schönheitssinn wie das geistige Urtheil völlig zu mangeln, und wenn auch selbstverständlich in schicklichen und gebildeten Kreisen der Ausdruck des Bedauerns sich nicht in das

Wort faßte, daß er keiner Leidenschaft fähig sei, so drückte doch die wohlgesittete Form, man halte ihn keiner Neigung zugänglich, der Sache nach ungefähr das Nämliche aus.

Nun hatte er den letzten Patienten entlassen, der Warteraum war leer, und er ging einige Mal in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm den Brief des Professors Dedekind zur Hand, überlas ihn nochmals, griff darauf rasch zur Feder und schrieb:

„Hochverehrter Herr und Freund!

Sie selbst fühlen am besten, daß es mir schwer wird, auf Ihren ehrenvollen und verlockenden Antrag mit einem abschlägigen Bescheid zu erwiedern. Durch die lebensvollen, geistig und gemüthlich anregenden Vorträge Ihres Collegs sind zuerst die Interessen in mir geweckt worden, deren ich in dem Augenblick als „Antidot“ bedurfte, als ein Ereigniß in mein Leben fiel, das mir alle Energie desselben zu lähmen und mich zu einem zweck- und nutzlos fortvegetirenden Geschöpf zu machen drohte. Um mich vor einem Zusammenbruch in meinem Innern zu retten, mußte mein Geist zu jener Zeit eine mächtige Stütze finden, sich an sie zu klammern, sich ganz auf sie zu verwenden, und die dankte ich

Ihnen. Unter Ihrer Anleitung vertiefte ich mich in das mir bis dahin fremdgebliebene Naturleben und fand in seiner wissenschaftlichen Betrachtung, in dem Verkehr mit ihm, eine Beschwichtigung meiner Seele. So empfinde ich selbst es als höchst undankbar, daß ich heut Ihren Wünschen nicht entspreche, zumal, da die Gründe meiner Ablehnung egoistische sind. Aber ich habe durch die Anlegung meiner Sammlungen das mir als Erbtheil zugefallene Vermögen fast erschöpft und bin für die Weiterexistenz auf meinen ärztlichen Beruf angewiesen. Es ist mir gelungen, hier in zwei Jahren weit über Erwarten zu einer lohnenden Praxis zu gelangen, die ich aufgeben müßte, um bei der Rückkehr von Ihrer Expedition mich genöthigt zu sehen, wieder als unbemittelter Anfänger zu beginnen. Sie wissen, mit den Jahren tritt die Vernunft in ihre Rechte, besonders bei einer zu leidenschaftlicher Unbedachtsamkeit so unfähigen Natur, wie Mütter und Töchter sie in unserer Stadt bedauerlich an mir erkannt haben, und meine gegenwärtige Absage läßt mich allerdings selbst erkennen, daß ich äußerst vernünftig geworden bin. So sehr, daß ich z. B., trotz meiner Abneigung gegen die Thorheit sogenannter gesellschaftlicher Vergnügungen, heute Abend der Einladung

zu einem Gartenfest Folge leisten werde, weil die Veranstalter desselben mich kürzlich zum Hausarzt angenommen haben und mein Erscheinen dort vielleicht fördernd auf die Erweiterung meiner Praxis wirkt. Je mehr diese sich eben steigert, desto besser werde ich in den Stand gesetzt, mich in meinen Mußestunden wieder den Lieblingsbeschäftigungen zuwenden zu können, zu welchen Sie, verehrter Freund, den Antrieb in mich gelegt und die den tröstlichen Inhalt meines vernünftig gewordenen Lebens bilden. So begleite ich Sie mit dem gleichen Richtungsziel unserer Gedanken und unserer Thätigkeit doch auf Ihrer Reise, von der ich für Sie erfolgreichste und glücklichste Heimkehr erhoffe, um nach dieser mit Ihnen an dem Einzigen theilzunehmen, was keine Enttäuschung im Leben mit sich bringt, den Ergebnissen und Erträgnissen Ihrer wissenschaftlichen Forschungs- und Sammlungsbestrebungen."

Der Arzt fügte dem Brief Schluß und Unterschrift hinzu, versiegelte ihn und versah ihn mit der in die benachbarte Universitätsstadt gerichteten Adresse; dann blickte er, sich auf seinem Sitz zurücklehnend, ein Weilchen unthätig durch das offene Fenster auf die wenig belebte Straße hinaus. Sie lag bereits im Schatten, denn die Sonne war schon drüben hinter die Häuser-

reihe gegenüber getreten. Unbewegt standen die verschiedenartigen, sich in der Mitte als Allee hindurcherstreckenden Bäume, nur von einem der letzteren zog zugleich ein Geräusch und ein süßer Duft herüber; es war eine in der Blüthe stehende, noch von tausend Bienen und Hummeln durchsummte Linde.

Der Blick Cajus Rehwoldt's haftete eine Zeit lang regungslos auf ihr, danach schloß er die Augen und athmete so einige Mal den in's Fenster strömenden Duft ein. Wie er die Lider wieder öffnete, streckte seine Hand sich mechanisch nach einem Schubfach des Schreibtisches und nahm einen halb zusammengefalteten Papierbogen daraus hervor. Derselbe gehörte augenscheinlich in eines seiner Herbarien, denn er zeigte beim Auseinanderschlagen ein gepreßtes, allein sichtlich schon zuvor verwelktes Lindenblatt und eine Lindenblüthe daneben. Doch fand sich keine botanische Nomenclatur darunter gesetzt, sondern statt ihrer stand mit unsicherer Schrift auf die untere Hälfte des Bogens geschrieben:

„Dies Blatt, das die Gestalt des Herzens trägt,
Es hat mein Herz zum ersten Mal geregt;
So glaubt' ich, hätt' es Dein's an meinem Munde
Mit ihm verknüpft in gleicher Wunderstunde.

Und wie ich ohne Wort den Kuß Dir nahm
Und wortlos Deine Lippe wieder kam,

So glaubt' ich, schweigend sei dem ew'gen Bunde
Das Siegel aufgeprägt vom Mund zum Munde.

Es hatte sich das Flammenspiel der Nacht
In meiner Brust zur Sonnengluth entfacht,
Und wie ein Blitz sie mir in's Herz gekündet,
Vom gleichen Blitzstrahl glaubt' ich Deins entzündet.

So trug den Glauben ich von Tag zu Tag
An uns'rer Herzen wortlos gleichen Schlag,
Bis vor der Welt der Tag des Glückes käme,
Daß lauten Worts mein Recht an Dich ich nähme.

Da kam ein Tag — ich habe nicht geweint,
Dürr bleibt das Auge, das vom Schmerz versteint —
Die Botschaft kam, daß Du an fremdem Munde
Das Siegel brach'st von uns'rem stummen Bunde.

Die Botschaft kam, daß mich mein Glaube trog,
In jener Nacht mir Deine Lippe log,
Daß, was mein Herz als Sonnengluth empfangen,
In Deinem kalt als Irrgeleucht zergangen.

Die Botschaft kam, daß Du des Andern Frau —
Die Sonne fiel mir aus dem Himmelsblau —
Mein Leben gab ich gläubig einem Kinde,
Das warf's dem Wind hin, wie dies Blatt die Linde."

Die Augen des jungen Arztes gingen über die Verse, die einzigen, die er in seinem Leben geschrieben hatte. „Facit pectus disertem", murmelte er unwillkürlich halblaut. Aus den Lidern hervor fiel auf das welke Lindenblatt ein schweigsam-schwermüthiger Glanz,

doch er redete, daß er als Ueberrest eines heißen Funkelns geblieben sei, und daß diejenigen sich wenig auf Menschenkenntniß verstanden, welche den scheinbar trockengemessenen Wissenschaftler leidenschaftlichen Aufsturms unfähig hielten. Einmal wenigstens hatte ein solcher ihn in der Tiefe durchrüttelt — nicht in jener Nacht noch, von der das Irrlicht sprach, doch an dem Tage, als zufällig aus fremdem Munde „die Botschaft" ihn getroffen, und sein Blick that in diesem Moment deutlich kund, der Sturm lauere noch immer, nur gewaltsam niedergezwungen, nicht durch Vergessen überwunden, im Grunde seines Herzens.

Nun legte er den sichtlich oft hervorgenommenen Papierbogen in das Schubfach zurück, die Sonne warf lange Abendschatten, er stand auf und trat in sein Schlafzimmer. Von dort kam er gesellschaftlich angekleidet zurück, steckte seine Verbandtasche zu sich, weil ihm noch einige Krankenbesuche oblagen, und verließ unter gewohnheitsmäßiger Angabe, wohin er gehe, das Haus. An der Straßenecke fiel ihm ein, daß er seinen Absagebrief mitzunehmen vergessen habe. Er wollte noch einmal umkehren, doch ein Bekannter redete ihn gleichzeitig mit einer halben Consultationsfrage an. So kam er nicht mehr dazu, das Schreiben zu holen, es hatte auch bis morgen noch Zeit genug.

Als er seinen ärztlichen Pflichten nachgekommen und sich der ziemlich entfernten Gegend zugewandt, wohin die abendliche Einladung ihn berief, war es bereits tief dämmernd geworden, und Musikklänge kündeten ihm entgegen, das Gartenfest habe schon länger seinen Anfang genommen. Es zeigte sich von den Veranstaltern mit allem dem Glanz ausgestattet, zu welchem ihr außerordentlicher Reichthum sie verpflichtete und den die besonderen Umstände ihres Grundbesitzthums ihnen ermöglichten. Obwohl das Haus noch einer Straße des vornehmsten Stadtviertels angehörte, zog sich hinter ihm ein Garten entlang, der vollen Anspruch auf den Namen eines Parkes erheben durfte; eine Fülle Jahrhunderte alter Bäume reichte mit ihrem Ursprung bis zu der Zeit zurück, als wilder Naturwald sich noch hierher erstreckt hatte. Jetzt freilich waren sie nur von der Kunst verwerthete Ueberreste der Vergangenheit, von mäandrischen Wegen umflochten und zur Anlage dunkel überschatteter Einsamkeiten der abwärts belegenen Gartenausdehnung benutzt. Auf dem Vordertheil derselben führte eine breite Steinterrasse des Gebäudes mit einigen Stufen zu einem großen freien Rundplatz nieder. Diesen nahm sonst feingeschorene englische Rasenfläche ein, doch für heute war er ganz mit einem parquetartigen, glattgefügten Bretterboden überdeckt wor=

den, um der Jugend zur Befriedigung der Tanzlust zu dienen. Rundumher lief eine mehrfache Reihe buntfarbiger Lampions, die sich zu Tausenden, größer und kleiner, überall in der vorderen Gartenhälfte schaukelten. Zu ausgiebigerer Erhellung indeß loderten an gesicherten Stellen außerdem Fackeln und Pechpfannen, deren Entzündung die Diener eben beendigten, als Cajus Rehwoldt eintraf. Ueber hundert Gäste mochten schon versammelt sein, doch nach den Zurichtungen wurde sicherlich die doppelte Anzahl noch erwartet. Der Geburtstag der Frau des Hauses gab einen schicklichen Vorwand zur Entfaltung außergewöhnlichen Prunkes und Schaustellung desselben vor den Augen einer Gesellschaft, von deren erstaunlicher Theilnehmerzahl die Stadt einige Tage reden sollte. Der junge Hausarzt suchte die Hausfrau und den Hausherrn zur Begrüßung auf; sie waren selbstverständlich äußerst erfreut, ihn zu sehen, doch offenbar und begreiflicher Weise hatten beide den Kopf von mancherlei Dingen voll, und die pflichtmäßige Ankunftsunterhaltung beschränkte sich auf ein paar über das Wetter ausgetauschte Worte. „Ich hoffe, wir werden eine schöne Nacht für unsere Gäste haben." — „Der Himmel droht ein wenig, es hat vorhin einmal gewetterleuchtet." — „Das bedeutet hoffentlich nichts, vor Allem, wenn Sie mithelfen, die

schädlichen Wassergeister fernzuhalten, lieber Herr Doktor.“ Andere Gäste stellten sich vor, und Rehwoldt trat zur Seite. Er empfand, daß er sich den Zwang seines Hierherkommens nicht aufzuerlegen gebraucht hätte, man würde sein Ausbleiben schwerlich bemerkt haben.

Es war ein sehr farbiges, sehr mannigfaltiges Bild, das sich in der rothen und bunten Beleuchtung rundum dem Blick darbot; zwischen die allerdings dunkle Gesellschaftstracht der Herren und älteren Frauen warfen die jungen Damen flatternde Blüthensträuße leuchtender, leichter und duftiger Sommertoiletten hinein; besonders wie das in einem Pavillon aufgestellte Orchester nun eine Tanzmelodie anhub und damit der Jugend das Zeichen zum Beginn des wesentlichsten Theiles der Gartensoiree gab. Kaleidoskopisch flog es über dem Parquetboden an den Augen Rehwoldt's vorüber, und er sah einige Minuten drein, doch ohne daß es ihm ein Interesse einflößte. Ihm erschien dies Herumdrehen der Paare nur lächerlich und sinnlos; wozu thaten sie es eigentlich? Weil es Brauch war und man gegenseitig vorgab, sich vortrefflich dabei zu amüsiren. Doch ein Blick auf die steife Anstandshaltung und die leeren Puppengesichter der jungen Tänzerinnen ließ erkennen, daß sie Alle nur etwas von

einer gesellschaftlichen Mode Verstattetes und Gefordertes, rein Aeußerliches mitmachten, ohne von irgendwelcher inneren Bewegung dabei erfaßt zu sein. Sie hatten tanzen gelernt und zeigten sich in dieser Kunstfertigkeit; ebenso war ihnen beigebracht worden, wie man in den Pausen eine schickliche Conversation zu führen habe, und sie wetteiferten, den ertheilten Regeln genau, ohne Uebertretung einer Vorschrift, nachzukommen. Ihre Gesammtheit bildete eigentlich nur einen einzigen großen Körper, dessen hundertfältige Glieder und Zungen automatenhaft gleichmäßig bewegt wurden; von Menschennatur, Sinneserregbarkeit, geweckter schöner, freudiger oder stürmischer Empfindung war nichts darin vorhanden, oder wenn es ausnahmsweise irgendwo mit rascherem Puls klopfen mochte, so ward es sorgfältigst unter steifster, nichtssagendster Anstandsmaske verborgen. Mit einem angeödeten Empfinden sah der junge Arzt darauf hin; es war die ihm bekannte Blutleere der „guten" Gesellschaft, die da einen Beleg ihrer feinen Bildung vorführte. Wären es Burschen und Mädchen aus dem „Volk" gewesen, welche Lust hätte aus den Mienen gelacht, wie hätten die Augen geblitzt, die stürmische Bewegung Fluthwellen von Leidenschaft in den Gliedern geschwellt! Aber wie niedrig und mißächtlich wäre das auch diesen tadellosen

Drahtpuppen als ein Kennzeichen gemeiner Menschen-natur erschienen.

Rehwoldt kannte eine ziemliche Anzahl der anwesenden Gäste persönlich, und um den lästigen Begrüßungen mit der Wiederholung gleicher inhaltsloser Phrasen auszuweichen, begab er sich von dem taghell überglänzten Vorderraum des Gartens fort in den parkartigen Theil desselben hinein. Hier war es dunkel, leer und bis auf das Herüberklingen der Musik still. Nur da und dort fiel ein verirrter, schwankender Schein durch eine Blattwerklücke in die tiefe Schattenwelt, und ab und zu rüttelte sich unsichtbar ein Baumwipfel von einem durch ihn hingehenden Luftschauer. Der aus der Gesellschaft Entwichene setzte sich auf eine breite, rund um einen dicken Stamm laufende Bank; hier war, wenn auch nachgeahmte, Natur mit ihrer nächtlichen Stimmung. Man konnte sich an den freien Feldsaum eines Waldes hinausversetzt denken, ein nickender weißer Schimmer vom Gebüschrand ließ die Blüthenkugeln von Schneeballen vermuthen, und Duft von blühendem Geißblatt füllte die noch immer schwüle Luft an. Die Takte einer Walzermelodie klangen jetzt, und die bunten Lampensterne, die zwischen dem leicht bewegten Laub auftauchten und verschwanden, schienen dazu zu hüpfen. Aus dem Ganzen faßte den jungen Arzt eine Erinne-

rung an etwas einmal fast genau ebenso Gewesenes und zog ihn anfänglich in ein traumhaftes Gefühl hinein. Aber allmählich ward ein Brüten daraus, wie es sich seiner vor Jahren oft bemächtigt; was sich ihm aus dem Innern emporringen wollte, war noch von zu ungestümer Kraft, als daß er es solcher Aufreizung durch zu lebendige Unterstützung des geweckten Gedächtnisses auch der äußeren Sinne aussetzen durfte. Er stand auf, sich dem peinigenden Eindruck zu entziehen, mit dem Entschluß, überhaupt das Gartenfest zu verlassen. Sein Hierherkommen hatte vollständig genügt, und sein frühzeitiges Verschwinden ward fraglos von Niemandem empfunden.

Der Ausweg auf die Straße nöthigte ihn durchs Haus zurück und an der Tanzrotunde vorüber. Gedankenlos ging sein Blick nochmals über diese hin, als derselbe unwillkürlich vor etwas Auffallendem stutzte. Es war eine weibliche Erscheinung, die sich vorher noch nicht dort befunden, denn sie hätte sich durch ihre besondere Farbe jedenfalls dem Auge aufdrängen müssen. Trotz der heißen Sommerzeit floß ein Kleid von veilchenblauem Sammt, die volle Büste schlank umspannend, zu einer Schleppe ihr über die Füße herab; augenscheinlich war es kein Mädchen, sondern eine junge Frau, die den Reichthum ihrer Lebensstellung

auch in einem edelsteinfunkelnden Diademreif auf ihrem braungewellten Haar zur Schau trug. Noch mehr aber leuchtete der Gegensatz ihres gesellschaftsmäßig weit entblößten Nackens und der strahlenden Schultern über dem violettblauen Lichtwurf des kostbaren Gewandes hervor. Ihre Gestalt bot ein prachtvolles Bild vollendetster weiblicher Entwicklung, die nach keiner Richtung die Linien der Schönheit überschritt oder hinter ihnen zurückblieb. Berückendes lag in ihr, ging von ihr aus und mußte den Blick fesseln, der sie unerwartet traf. Aus den buntfarbig bekleideten Gliederpuppen umher hob sie sich mit dem Vollgepräge einer lebenskräftigen Menschennatur hervor.

Zufall hatte Rehwoldt an die Seite eines Bekannten gesellt, und er richtete an diesen unwillkürlich eine Frage, wer die Fremde sei. Mit einem halben Lachen versetzte der Angesprochene: „Wenn Sie sich nach einem weiblichen Wesen erkundigen, lieber Doktor, muß es wohl ein „interessanter Fall“ sein. Ich sehe die Dame übrigens auch zum ersten Mal und weiß nur, daß sie Frau von Holthof heißt und vor kurzem mit ihrem Manne, einem gutsbesitzerlichen Krösus, in unsere Stadt gezogen ist. Er soll auch ein Lucullus sein; daß er dabei noch Parisaugen im Kopf tragen muß, zeigt, mathematisch ausgedrückt, die Anschauung

der Figur seiner jedenfalls schöneren Hälfte. Mir ist außerdem noch nie eine solche Terpsichore vorgekommen; ich betrachte mir das amüsante Schauspiel schon länger. Die jungen Herren drängen sich natürlich um sie wie Mücken, die um die Flammen schwirren. Aber jeder hat an einem Tanz mit ihr genug und kommt nicht wieder. Denn wen sie einmal gefaßt hält, dem trinken ihre Füße den Athem aus der Lunge, wie die eiserne Jungfrau es im Mittelalter mit ihren Armen machte, wissen Sie, wenn sie ihre unvorsichtigen Liebhaber zu gewaltsam an sich drückte."

Der Sprecher wandte sich, sichtbarlich mit seiner klassisch-mythologisch-kulturgeschichtlich-geistreichen Antwort sehr zufrieden, einem vorüberkommenden anderen Bekannten zu; Rehwoldt blieb noch stehen und folgte der Frau von Holthof mit dem Blick nach. Was ihm diesen besonders gefesselt hielt, entsprang in der That aus der vollendeten Kunst und der Art ihres Tanzens. Eine leichte, schwebende Grazie lag darin und doch mit dem verbunden, was ihre Tänzer vor einer zweiten Annäherung an sie zurückscheuen ließ. Unverkennbar war es ihr vollkommen gleichgültig, mit wem sie tanzte, so gleichgültig wie die Gefahr, daß ein Fuß ihre kostbare Schleppe zerreiße. Sie benutzte ihn nur, um einen ungestümen Drang in ihr nach wirbelnder Be-

wegung befriedigen zu können, es war innerliche Leidenschaftlichkeit, die sich durch ein äußeres Mittel zu befreien und zu ermatten suchte. Man sah den glanzwerfenden und doch leeren Augen an, daß sie an nichts, was sich um sie befand, dachte; das, worauf ihr Blick sich hinüberrichten mochte, lag unsichtbar in weiter Ferne. Und ebenso waren ihre Züge von keinem Empfinden und Antheilnehmen an der Gegenwart beseelt. Wenn sich in dem Gesicht etwas ausdrückte, so sprachen die leicht aufgeschürzten Lippen unverhehlte Geringschätzung ihrer Umgebung.

Nun kam sie durch die kreisende Menge wie eine prächtige Tropenblume daher, und ihr erschöpfter Tänzer hielt sie am Rande der Bretterrotunde dicht neben dem Standplatz des jungen Arztes an. Es fiel seiner Athemlosigkeit mühsam, einen Dank für die ihm zu theil gewordene Ehre hervorzubringen, ihre Brust hob den blauen Sammt kaum rascher, sie nickte dem sich Verabschiedenden kurz mit dem Kopf und begehrte sichtlich sogleich nach einer Fortsetzung des Tanzes. Suchend schlug sie die Augen auf und traf mit ihnen dicht vor sich in das Gesicht Cajus Rehwoldts. Da bog es wie ein plötzlicher Stoß den Sammt über ihrer Brust vor, während ihre Lippen sich gewaltsam zusammenpreßten, um etwas jäh zu ihnen Auffahrendes nicht hindurch zu

lassen. Aber ihre Augen hatten die Leere mit einem blitzschnell hervorbrechenden Sterngeleucht erfüllt, und so sah sie dem jungen Arzt lautlos ins Antlitz.

Ihm war es wie der Schlag eines elektrischen Funkens vom Kopf zum Fuß gefahren, ohne daß er dabei zu klarem Bewußtsein gekommen, weshalb. Erst der stumm auf ihn eindringende Blick zerriß ein Betäubungsnetz über seinen Sinnen, seinem machtlosen Mund entflog: „Helene“ —

Konnte es denn Wahrheit, Wirklichkeit sein? Frau von Holthof war Helene Freihold!

Konnte es denn sein, daß sie so verwandelt dastand? Und doch erkannte er sie jetzt in jedem Zuge.

Wie war es möglich gewesen, daß er es nicht mit dem ersten Blick gethan, wie ihn offenbar der ihrige erkannt?

Fragen, die ihn durchschossen, und Antworten, die gleich hinterdrein zuckten. Warum sollte denn das Alles nicht wirklich sein? Er hatte sich äußerlich kaum verändert, und sie war aus dem mageren, lang aufgeschossenen Mädchen eine blühende Frau geworden. Die Naturanlage zu dieser körperlichen Entwicklung hatte offenbar als Erbtheil von der Mutter in ihr geschlummert. Und der Name des Mannes, um dessenwillen sie „das Siegel des stummen Bundes gebrochen“,

war ihm nicht genannt worden, er hatte ihn auch nicht wissen gewollt. Irgend jemand war es, gleichgültig wer. Also Herr von Holthof hieß er. Selbstverständlich adlig und reich.

Es war Alles natürlich begründet, nur die Begegnung hier ein zufälliges Geschehen. Und thöricht war's, daß ihm der besinnungslose Namensruf von den Lippen geflogen. Doch das konnte noch ungeschehen gemacht werden; er hatte alle Gewalt über sich zurückerlangt, verbeugte sich mit ruhiger Förmlichkeit und sagte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich täuschte mich und hielt Sie für eine andere.“

Scheinbar gleichmüthig wandte er sich ab und schritt in einen der dichtbelebten Gartengänge hinein. Das Zusammentreffen und Gegenüberverweilen hatte kaum eine halbe Minute gedauert, für die Umherbefindlichen war nichts Auffälliges darin gewesen. Und Alles war im Grunde, den Thatsächlichkeiten nach, für die Vernunft unverändert wie eben zuvor.

Nur hatte Cajus Rehwoldt seine Absicht vergessen, das Gartenfest schon zu verlassen. Er mischte sich jetzt unter die in den Gängen auf- und abwogenden Reihen, begrüßte da und dort Bekannte, tauschte einige Worte mit ihnen und ging wieder weiter.

Für die Vernunft war Alles unverändert. Aber

sie hatte keine Herrschaft über die Sinne, über die Phantasie, das Heraufströmen von Gedanken.

Vor seinen Augen blieb noch überall das wundervoll verwandelte Schönheitsbild des Mädchens, dem sein Herz sich hingegeben, als jenes noch in unscheinbaren Keimen verborgen gelegen. Dies zauberische Weib wäre jetzt seine Frau, sein Eigenthum.

Die Vernunft mochte kühlen Gleichmuth gebieten, doch sie besaß nicht Macht über den Herzschlag. Dieser drängte den Fuß dorthin zurück, wo die Augen sich nochmals mit jenem traumhaften Bild erfüllen konnten. Wie auch der besonnene Wille Widerstand leistete, in engerer Kreisbahn ward Cajus Rehwoldt wieder gegen den Tanzrundplatz hingezogen.

Nun stand er am Rande desselben, wie zuvor, und sein Blick flog über das flatternde Gedränge hin. Doch das blaue Sammtkleid befand sich nicht mehr darunter.

Hatte sie seinen vorherigen Vorsatz ausgeführt und um der unliebsamen Begegnung willen die Gesellschaft verlassen? Er suchte unter den Gruppen des Gartens umher.

Nein, da leuchtete die hohe, veilchenhaft schimmernde Gestalt doch aus einem der Wege. Ein Herr trat grade an sie heran und forderte sie offenbar zum Tanz auf. Sie lehnte ab.

Dem jungen Arzt kam das vorhin auf sie angewandte Gleichniß zurück. Er selbst war auch eine Mücke, die um eine Flamme schwirrte; er fühlte, daß er die brennende Qual der Vergangenheit in sich durch den Anblick Helene Holthofs wieder anfachte, aber er konnte nicht von ihm lassen. So wanderte er in demselben Gange mit ihr auf und ab, schritt hinter ihr und kreuzte sie beim Umwenden. Sie ging mit einer andern Dame und schien ihn nicht zu bemerken. Ihr Gesicht hob sich während des Begegnens nie nach seiner Richtung; unfraglich mußte sie wissen, daß er ihr vorüberkomme, aber sie wollte ihn nicht sehen.

War es Scheu, einen stummen Vorhalt in seiner Miene zu treffen — oder ein Vermeiden der Kundgabe ehemaliger Bekanntschaft — oder vollste Gleichgültigkeit der Vergessenheit?

Wenn er hinter ihr drein folgte, wiegte sich über ihrem Nacken mit den Wellen eines weichen Geflechts das dunkelbraune Haar. Es war dasselbe, auf dem seine Hand einst nach der Lindenblüthe getastet hatte. Ihn überlief's mit einem Schauer; vor seinen suchenden Fingern war sie fortgeschlüpft und er hatte sie unter dem lockeren Saum des Kleides aus ihrer warmen Zuflucht heraufgeholt.

War das auch der nämliche Nacken, den er damals

als geeignetes Modell für die topographische Anatomie erklärt hatte, um die Rückenwirbel zu zählen?

Er war Arzt und konnte den Körper vor sich genau anatomisch zergliedern. Er kannte jeden Einzelbestandtheil desselben und seine Zusammenfügung, wußte, Alles sei, nur vielleicht mit ein wenig abweichendem äußeren Schein, grad' ebenso wie bei tausend Anderen ihres Geschlechts. Und er rief sich die dürrsten anatomischen Vorstellungen zur Hilfe, suchte, nichts als Objecte einer chirurgischen Behandlung vor sich zu sehen, doch umsonst. Seine Augen verweigerten ihre medicinisch ruhige Befähigung, wie der Herzschlag in ihm alle Wissenschaft seines Kopfes auslöschte. Nicht Krankheit, blühende Gesundheitsfülle, für die kein Arzt erfordert ward, bewegte sich vor ihm; die zaubervoll prangende Schönheit des Lebens ließ sich nicht als ein Gegenstand todter Demonstration betrachten.

Doch nun sagte die Vernunft ihm, er komme der Flamme immer näher, zu nah, er müsse von ihr fort, und alle Kraft aufbietend riß er sich los. Sein Fuß bog in einen Seitengang ab, ihr nicht mehr zu begegnen. Am Rande des großen erhellten Platzes sah er, allein, vereinzelt, zum Himmel auf, an dem da und dort Sterne aus zackigen Wolkenlücken herabflimmerten.

Dann drehte er sich einmal plötzlich um, ohne Anlaß, nur aus einem dunklen Gefühl, wie es manchmal einem Abgewendeten sonderbar kommt, als seien von rückwärts her Augen auf ihn gerichtet. Da traf er auf die schlanke Gestalt im veilchenblauen Sammet; sie hielt, von Fackellicht bestrahlt, an einer Wegbiegung an und vermochte zweifellos aus der Helligkeit um sie her ihn nicht zu sehen. Aber ihr Gesicht war mit großem, regungslosem Blick in die Richtung verwandt, wo er sich im Halbdunkel befand, und aus den Lidern hervor leuchtete ihm der nämliche sternartige Doppelstrahl entgegen, den ihre Augen in der Nacht besessen, als die blauen Flämmchen auf ihrer Scheitelkrone sie geheimnißvoll leuchtend aus der Finsterniß gehoben.

Was wollte er? Er wußte es nicht, dachte nichts. Aber er stand um eine Minute später vor ihr und fragte: „Sie tanzen nicht mehr, gnädige Frau?“

„Gewiß, wenn ich aufgefordert werde. Ich habe nur etwas ausgeruht.“

Helene von Holthof antwortete es in höflichem Gesellschaftston, ohne irgend ein Anzeichen der Ueberraschung; aus der eilfertigen Bewegung, mit der sie ihren Arm in den seinigen legte, sprach eher, sie habe darauf gewartet. Doch sie wechselten kein Wort weiter,

bis sie die Tanzstätte erreichten. Dann mischten sie sich in den kreisenden Wirbel.

Ja, was wollte er? Noch einmal im Leben mit ihr tanzen, als habe er nur schlimm geträumt und befinde sich wieder mit ihr in dem Gezelt auf der großen Vogelschießkoppel. Leicht, einer Schilfblüthe gleich, schwebte sie an ihm; dicht vor seinem Gesicht hielten ihre Augen sich unabläßig voll aufgeschlagen und sahen ihn fragend an. So ummaßen sie ein dutzendmal die Runde, dann rasteten sie, doch abermals ohne zu reden.

Wenn jemand Acht auf sie gab, mußte Befremdliches in ihrem schweigsamen Beisammenstehn liegen. Dazu kam aus dieser Lautlosigkeit auch etwas den Athem Verschnürendes; der junge Arzt ertrug es zuletzt nicht länger und sagte:

„Ein seltsamer Zufall, daß wir uns hier wiedersehen."

„Er hatte es wohl als seine Pflicht erkannt, bei ähnlichem Festanlaß König und Königin zusammen zu führen."

„Sie haben sich sehr verändert, ich erkannte Sie kaum wieder."

„Es schien, denn Sie sagten, daß Sie mich für eine andere gehalten."

Die kurze Unterhaltung stockte von beiden Seiten. Statt solcher huben sie in stummem Einverständniß den Tanz auf's neue an; dann beendeten sie denselben wiederum und standen abermals schweigend nebeneinander. Nach einer Weile erst äußerte Rehwoldt:

„Nur in Ihrer Wortlosigkeit haben Sie sich unverändert wie damals erhalten.“

„Wenn das ein Vorwurf ist, bedünkt mich, trifft er Sie gleicherweise.“

„Es giebt Dinge, welche ohne Worte verständlicher gesprochen werden als mit ihnen.“

„Doch sie verlieren ihre Glaubhaftigkeit, wenn das Wort sie niemals bestätigt.“

„Das heißt die Wortbrüchigkeit befürworten.“

„Unser Geschlecht muß auf das erste Wort warten. Wenn es nicht gesprochen wird, fällt dem Unterlassenden Verantwortung seines Thuns zu.“

Für etwaige mithörende Ohren der Nahstehenden war es im eigensten Sinne ein leichtes Wortspielgefecht, bei dem der Herr galant der Dame die letzte Erwiederung beließ. Sie unterbrachen dasselbe abermals durch einige Tanzrunden, nur dauerte es diesmal kürzer als vorher, bis sie wieder Rast hielten. Ungesprochene gegenseitige Uebereinstimmung schien diese herbeizuführen, doch kehrte das Verstummen ihrer Lippen

nicht mehr mit ihnen auf den Ruheplatz zurück. Die Unschlüssigkeit der Zungen war gebrochen, und Frage und Erwiederung, Wort und Gegenwort folgten sich.

„Ich fand die Krone, welche Sie damals auf dem Haar trugen, schöner. Freilich die heutige ist werthvoller, deshalb werden Sie dieselbe als Schmuck vorgezogen haben.“

„Nicht mir, aber meiner Mutter gefiel er, und sie verlangte, mich mit ihm zu sehen. Sie liebt Edelsteine sehr.“

„Der Tausch war allerdings zu einem Wechsel verlockend; Juwelen für ein Kinderspielzeug.“

„Ich dachte, es gegen einen schlichten Goldreif einzutauschen, aber niemand bot ihn mir.“

„Der Handschuh verbirgt ihn nur, Sie werden ihn von Ihrem Herrn Gemahl als Draufgabe empfangen haben. Ist er nicht mit Ihnen hier anwesend?“

„Bis jetzt nicht, vielleicht kommt er noch später; ein wichtiges Diner hielt ihn ab.“

„Wichtiger als dies großartige Gartenfest?“

„Er hat seit Jahren oft ein solches besucht, und es läßt ihn gleichgültig, wie mich ein Diner.“

Helene von Holthof versetzte es mit der leichten Miene einer Frau, die in der Conversation zufällig

eine kleine Geschmacksverschiedenheit zwischen sich und ihrem Manne berührt. Doch während ihre Lippen es sprachen, sahen ihre Augen unbeweglich mit dem Sternglanz in diejenigen Cajus Rehwoldts. Nun wich er ihnen mit einem Wimperzucken aus und sagte rasch:

„Die Unsicherheit des Wetters ist bedauerlich. Wenn plötzlich Sturm und Regen in die bunten Lampions auslöschend herunterführe!“

„Das wäre beklagenswerth, doch die Erfahrung lehrt, daß man an heißen Tagen auf einen Gewitterausbruch gefaßt sein muß.“

„Vielleicht ist es eine besondere elektrische Spannung, die nur ein Sanct-Elmsfeuer veranlaßt.“

„Sie scheinen meine physikalischen Kenntnisse hoch zu taxiren. Doch zufällig hatte ich einen Lehrer, der mir die Bedeutung des Sanct-Elmsfeuers erläutert hat.“

„Auch seine Entstehung?“

„Durch elektrische Wechselwirkung.“

„Und — darf ich weiter examiniren, gnädige Frau? — wodurch kennzeichnet es sich?“

„Es soll keine Wärme besitzen, nicht entzünden, schnell erlöschen.“

„Soll? Das ist kein Ausdruck wissenschaftlicher Beobachtung.“

„Doch der Wirklichkeit, die es einmal bewahrheitet und ihm im andern Falle widerspricht.“

Die conversirenden Lippen hielten an und nur die Augen hafteten ineinander. Dann wiederholte der junge Arzt noch einmal mit halber Stimme: „Es soll keine Wärme besitzen — darf nicht, wäre nach physikalischem Gesetz wohl das richtigere Wort.“

Frau von Holthof antwortete nicht mehr, sondern, ohne daß er sie aufgefordert, streckte sie ihre Hand nach der seinigen und zog ihn wieder nach dem Takt der Musik fort. Doch schneller und schneller jetzt — unter dem funkelnden Diademreif hervor tanzte ihr dunkles Haargeflock mit um die Stirn, und in den Augen flimmerte und zitterte es wie von einem Rausch. Es kam Rehwoldt plötzlich zurück, daß er verwundert damals ihr Gesicht einmal so gewahrt und nicht begriffen hatte, welche sonderbare Lichttäuschung ihm das große Kind einen Moment fremd verändert erscheinen lasse. Jetzt verstand er's, daß er sich getäuscht, als er nur an eine Täuschung seiner Augen geglaubt; mit allem andern hatte auch leidenschaftliche Erregbarkeit schlummernd in der unentwickelten Mädchenknospe gelegen und war, sich selbst noch fremd, von der unbekannten stürmischen Bewegung des Körpers aufgeweckt worden, um flüchtig ihren Ausdruck über die Züge

voraufzuwerfen. Nun aber verschwand dieser nicht wieder, sondern blieb als sichtbares Abbild ihres innersten Wesens, und ungestüme Leidenschaft, die nach Erschöpfung rang, riß sie zu betäubender Hast fort. So hatte er noch niemals getanzt; wie die Strahlengarben eines Feuerrades schossen ihm die heißen Blutwellen vom Herzen in alle Glieder aus. Dann war's jählings einmal, als ob mit einem Schlage alle bunten Lampions verschwunden seien. Eine Wolke grad' über dem Garten zerriß und warf mit hundertfach stärkerer Leuchtkraft einen blendenden Flammenschein herab. Nur ein Blitzgezuck ohne Donner, alles in ein Meer von Glanzgefunkel eintauchend. Doch der junge Arzt gewahrte nichts von dem seltsamen Farbenspiel auf allen Gesichtern umher, ihm sahen aus dem blauen Lichtwunder allein die Augensterne Helene Holthofs entgegen. Von seinen Lippen flog ein Ruf: „Sanct-Elmsfeuer!“ und die farbigen Lampen kehrten aus dem Nichts, in das sie versunken gewesen, zurück und standen wie zuvor im Kreis um den Tanzplatz.

Die junge Frau aber hatte, als ob der Blitz sie getroffen, den Fuß angehalten und sagte: „Es ist erstickend hier, ich muß eine Weile in die kühlere Luft hinaus.“ An seinem Arm schritt sie in die belebten Gänge hinein, dann mehr dem dunkleren Rande zu.

Sie gingen ohne Wort, und er wußte nicht, ob er sie führe oder sie ihn; doch wer es thun mochte, jedenfalls widerstrebte ihm der andere nicht. Nur einmal kam's vom Munde Helenes: „Es regnet, wir müssen Schutz suchen." Er erwiederte: „Ja, Ihr Kleid würde verderben — drüben sind breitästige Bäume." Nirgendwo raschelte es auf den Blättern und kein Tropfen fiel vom ruhigen Gewölk. Doch sie glaubten es beide in gemeinsamer Täuschung zu vernehmen und gingen rascher der gedeuteten Richtung zu. Vor ihnen schimmerte es weiß im Gebüsch, und Helene Holthof ließ plötzlich den Arm ihres Führers fahren und lief vorauf. „Eine Schneeballe — ich will sie mir pflücken." Sie war verschwunden, suchend rief er: „Wo sind Sie?" Ihre Antwort kam aus tief überschattetem Dunkel: „Es duftet hier nach Je-länger-je-lieber." Nun folgte er der Stimme, seine Lippen brachten mühsam hervor: „Und nach Lindenblüthen, däucht mich." Er mußte erst nach Luft ringen, um hinzusetzen zu können: „Ich kenne den Duft, in meinem Schreibtisch liegt ein verwelktes Lindenblatt und eine verdorrte Blüthe —"

Doch ehe er noch ausgesprochen, hielten in der beinah lichtlosen Gartentiefe zwei Hände die seinigen gefaßt, und aus fast athemberaubter Brust schlug es ihm entgegen: „Warum hast Du das gethan?"

Es war ein stürmisch wider ihn fliegender Vorwurf, eine Anklage. „Ich?“ antwortete er. Die Frage umwirrte ihm den Kopf; was sollte er gethan haben? Dann fügte er bitter nach: „Ich hatte an Lippen geglaubt, ohne daß sie gesprochen. Ich hatte mein Leben auf sie gebaut, denn ich war ein blinder Thor und hielt sie für wahr wie meine eignen.“

Da brach es mit leidenschaftlichem Ueberschwang von dem unsichtbaren Munde vor ihm: „Du klagst an? Ich habe auf Dein Kommen gewartet unter der Linde, wenn sie ihr junges Laub aufrollte und wenn sie die gelben Blätter abwarf. Immer war ich dort, und mein Herz schlug: Heut wird er kommen. Jede Frühlingslerche sang's mir, und der Herbstwind sprach's nach mit ihrer Stimme. Ich glaubte an Dich und baute auf mein Leben auf Dich — wenn Du das Gleiche gethan, warum kamst Du nicht?“

Ein Schauer durchrüttelte alle Glieder des Hörers. Sprach sie wahr? Er fühlte entsetzt im Innersten, sie that's. Dann trug sie nicht allein die Schuld, besaß in Wirklichkeit auch ein Recht der Anklage, sogar ein früheres als er. Was ihm natürlich, als Vernunft und Gebot erschienen, war wider die Natur, sinnlos, Versäumniß der höchsten Pflicht gewesen. Die Liebe folgte anderem Gesetz und forderte anderes Recht als

die Besonnenheit sich weise dünkender Ueberlegung. Stotternd — denn zum erstenmal empfand er plötzlich die Blindheit seines Thuns — erwiederte er:

„Du warst ein Kind und ich ein gedankenloser Student. Was unter der Linde geschehn, ich begriff's noch kaum, wußte noch nicht, daß es fern von Dir wachsen und wachsen würde, mein Herz unlöslich an Dich zu binden. Und als ich's erkannt, stand's zugleich in mir, ich müsse noch ein anderer sein, um mich Deiner werth halten zu dürfen. In rastlosem Eifer wollte ich zu dem werden, was Du und die Welt von mir fordern mußten, ehe ich das Recht besaß, Dich an Dein stummes Gelöbniß zu mahnen. Vor meinem, vor unserm Ziel stand ich — da kam die Botschaft zu mir, daß ich es umsonst erstrebt —"

Jedes seiner Worte enthielt Wahrheit, der verurtheilenden Selbsterkenntniß und des heißen Trachtens, wie sie ihn damals erfaßt. Daß sie dennoch eine Verschuldung an der Liebe in sich geschlossen, durch die sie erzeugt worden, kam ihm heut erst zum Bewußtsein. Aber nun hatte er in sich den Stab über den Irrwahn seines Handelns gebrochen und fiel ihm das Recht zu, ihr die Anklage zurückzugeben:

„Warum hast Du das gethan?"

„Wußte ich denn, daß Du mich nicht vergessen,

daß Du noch kommen würdest? Mußte ich nicht denken, bei Dir sei nur die Regung eines Augenblicks gewesen, was mich Dir für immer gegeben? Du konntest warten, weil Du eine sichere Stunde vor Dir sahst — zu sehen glaubtest. Aber weißt Du, was warten heißt, wenn die warme Sonne tiefer und tiefer sinkt, wenn die Dämmerung kommt, das Dunkel, und die letzte Hoffnung in Nacht auslischt? Da wird das wunde Herz müd' und doch trotzig stolz zugleich, und der Kopf wird schwach und willenlos. Der Andere kam, und meine Mutter wollte ihn. Ich war ihr zur Last und keinem Menschen auf Erden zum Glück. Doch hab' ich lang gegen ihren Willen gekämpft, nicht mehr mit Hoffnung auf Dich, nur wie ein Thier sich noch um einen Lebensrest in ihm wehrt. Aber der Tropfenfall der Tage bricht auch die Menschenkraft und macht sie zu Gleichgültigkeit und Stumpfsinn. So zahlte ich zum mindesten meiner Mutter den Dank dafür ab, daß sie mich großgezogen, um meinetwillen gedarbt hat, und auch mein Bruder segnet mich —"

Helene Holthofs Stimme schlug aus dem bitteren Ton der letzten Worte in den vorherigen zurück: „Es ist so — was streiten wir, wer die größere Schuld davon getragen?"

Ja, es war in der That so — kein Verhängniß,

keine höhere Macht hatte sie auseinander getrennt, nichts als ein Mißverstehen und Verkennen auf beiden Seiten, so grundloser Art, wie es je der Alltagsgang der Dinge gebracht. Ein Wort zur rechten Zeit hätte alles nicht geschehen lassen, wie aus einer albernen Posse klang's. Und es wäre zum Auflachen gewesen, wenn es auch wie ein lustiger Schwank geendet und nicht ein doppeltes Lebensglück von ihm in Scherben zerschlagen vor beiden dagelegen hätte.

Sie saßen auf der Bank um den Stamm der Linde, von der vor einer Stunde die zu mächtig anschwellende Erinnerung den jungen Arzt fortgetrieben. Nun war alles noch ebenso — die Tanzmusik klang herüber, zwischen dem leicht bewegten Boskettlaub tauchten die bunten Lampensterne drüben auf und verschwanden, die Lindenblüthen dufteten durch die schwüle Nacht. Nur pochte die Erinnerung jetzt in zwei Herzen dicht nebeneinander durch das tiefe Dunkel, und jedes wußte von dem andern, in ihm klopfe das gleiche namenlose Weh.

So saßen sie nun verstummt, doch auch während ihres gegenseitigen Anschuldigens und Rechtens hatten sie die Hände nicht voneinander gelassen. Die hielten sich fort und redeten, auch wie die Lippen schwiegen, lautlos weiter. Sie waren kühl gewesen und wurden

heiß; sie hatten sich regungslos umschlungen gehabt und begannen zu zittern, in den Fingerspitzen ein Hämmern der Blutwellen anzuschwellen. Und auch das fühlten sie zusammen, wie zwei am Meeresstrande von der Fluth Erreichten gemeinsam das Wasser athemraubend höher über die Brust emporsteigt. Diese stumme Sprache ward unertragbar, gleich der beängstigenden Stille vor einem Sturmausbruch. Cajus Rehwoldt brach gewaltsam das Schweigen:

„Ich glaubte, nur mein Auge allein könne Dich so gewahrt haben, und als ich's hörte, begriff ich jenen andern kaum. Doch wie ich Dich heut sah, ohne Dich zu erkennen — Du warst es nicht und bist es doch — was schuf Dich so anders an Leib und Seele —?"

„Ein Augenblick — eine Sonne, die in der Nacht auf mich fiel. Sie weckte auf in mir, was in meinem Herzen schlief, wovon es nicht wußte — die Sehnsucht — die Seligkeit der Liebe. Es war Dein Arm, der um mich lag — es war —"

Ohne Denken, übermächtig fortgerissen, zog er eine seiner Hände aus der ihrigen, und sein Arm legte sich wieder um ihren Nacken. Aber er traf nicht auf die mageren Schultern des Kindes mehr, ein siedender Strom durchschoß ihm die Finger. „Was war, Helene?" hauchte er kaum verständlich.

Sie antwortete nicht, sie rang mit der Uebergewalt des Sturmes. Da floß ihm ein süßer Duft nah entgegen, von einer Je-länger-je-lieber-Blüthe her, die sie vorhin gebrochen und wie einst an ihrem Kleide befestigt. Mechanisch bog sein Gesicht sich auf die Erinnerungsblume nieder, und seine Stirn streifte dabei über ein warmes, weiches Anschwellen ihrer unbedeckten Brust. So wiederholte er athemlos: „Was war, Helene —?“

Nun hemmte sie's nicht mehr. „Dein Kuß war's — meine Lippen schlossen sich vor ihm und wußten nicht, was er wolle. Aber er drang mir weiter, bis zum Herzen herab, und es verstand ihn und zwang sie, ihn Dir zurückzugeben —“

Es war zu viel — keiner verlor zuerst die Beherrschung und riß den andern mit sich fort, beide thaten zugleich das nämliche. Unwiderstehliche Macht verschlang ihre Arme und schloß ihre Lippen aneinander. Doch nicht mit einem Kuß des Zagens und des scheuen Fragens wie damals; heißer Durst der Erkenntniß begegnete sich heut in ihm und suchte seine Gluth zu löschen und steigerte sie nur höher. Auch wortlos wieder hielten sie sich, aber mit fieberirrem Schlag klopften beide Herzen laut vernehmbare und verständliche Sprache aus einer Brust in die andere hinüber.

Da fuhr Cajus Rehwoldt aus der Besinnungslosigkeit einer Minute oder einer Ewigkeit jäh auf. Sein Name war gerufen worden und klang im Garten fort. Viele Stimmen tönten durcheinander: „Hülfe! Schnell! Zum Arzt! Der Doktor Rehwoldt ist mit hier! Wo ist er? Sucht! Ruft überall! Doktor Rehwoldt!"

Er sah verwirrt nach dem Lichtschein hinüber. „Es muß etwas geschehen sein — sie werden mich hier suchen. Was — Helene — was soll —?"

„Geh — und sobald Du kannst, finden wir uns hier wieder! Dann — dann wollen wir —"

Sie wußte nicht, was sie dann wollte, doch es galt keinen Aufschub, und sie selbst drängte ihn fort. Er lief taumelnd, fragte die Ersten, auf die er stieß: „Was ist vorgefallen?"

Der Gärtner hatte bei dem Mähen des Rasens zur Vorbereitung des Festes irgendwo unvorsichtig seine Sense liegen lassen und einen schlimmen Unglücksfall dadurch hervorgerufen. Ein Herr — muthmaßlich vom Weingenuß ein wenig unsicheren Fußes — war darüber gestrauchelt und der Oberarm war ihm gewaltig von der scharfen Klinge durchschnitten worden. Man hatte ihn eilig aufgehoben und im Gartensaal auf

einen Tisch gelegt. Das Blut überströme ihn, es scheine, Hülfe komme schon zu spät.

Vorwärts stürzend, stand der junge Arzt im nächsten Augenblick vor dem Verwundeten, den ein Halbkreis schreckerblaßter Gäste umgab. Er lag, weißgesichtig, mit geschlossenen Augen, eine kräftige Gestalt in den vierziger Jahren, die Züge um den Mund verriethen auch so noch den Lebemann. Die ersten Beihelfer hatten ihm den Rock ausgezogen und den Aermel des Hemdes aufgeschnitten, aber ihre ärztliche Unerfahrenheit vermochte sich nicht weiter zu rathen, der dringendsten Gefahr nicht zu begegnen. Die Blutfülle, die aus der breitklaffenden Wunde sprudelte, ließ zweifellos, daß die große Oberarmarterie durchschlagen sei.

Der Anblick des schwer Verletzten hatte ausgereicht, um Rehwoldt seine ganze Besinnung zurückzugeben. Im Nu hielt er mit der Rechten die Schlagader comprimirt, während die Linke seine Verbandtasche hervorzog. Der Hausherr fragte ängstlich: „Ist noch zu helfen, Herr Doktor?“

„Wenn die Unterbindung ohne weiteren Blutverlust möglich wird, hoffe ich. Es hat sich jedenfalls um Sekunden gehandelt.“

„Daß bei mir solches Unglück geschehen muß! Herr von Holthof ist erst später von einem Diner ge-

kommen und hat wahrscheinlich nach seiner Frau gesucht —“

„Herr von Holthof —?“

Es war ein unwillkürliches Wiederholen des Namens, eine Frage der Ueberraschung, ein seltsames Hervorstoßen der Worte von den Lippen des jungen Arztes. Und zugleich hoben seine Augen sich auf, als suchten sie mechanisch nach etwas in der Ferne hinüber.

Da trafen sie grade vor sich, jenseits des Tisches auf einen veilchenblauen Glanz. Auch im Garten war der Name des Verwundeten erklungen und hatte Helene Holthof mit herbeieilen lassen. Selbstverständlich fiel ihr Recht und Pflicht zu, sich in die vorderste Reihe zu drängen. So hatte sie die Worte des Arztes von der drohenden Verzugsgefahr mit vernommen; sie stand lautlos, eine Je-länger-je-lieber-Blüthe, die halb zerdrückt an ihrer Brust hing, hob sich von keinem Athemzug. Und nun begegnete ihr regungsloser Blick demjenigen Cajus Rehwoldts.

Nur ein paar Herzschläge lang war's, doch während derselben fiel alles Blut aus den Gesichtern beider herab, und todtenbleich sahen sie sich entgegen. Ein Zittern durchlief den jungen Arzt vom Scheitel bis zur Sohle herunter, als ob ihn eine Ohnmacht zu

fassen drohe; seine Hand, welche die Arterie comprimirt hielt, bewegte sich, wie von einem Fieberanfall gerüttelt. Dabei blickten die vier Augen sich noch über den wie todt zwischen ihnen Liegenden hinüber an, und wie sie sich einst auf dem Heimweg von der alten Linde, wie sich heut ihre Lippen wortlos verstanden, so sprach der stumme Gegenblick, keines Lautes bedürftig, von dem nämlichen Gedanken in beiden.

Die Stimme des Hausherrn unterbrach wieder die sekundenflüchtige Stille: „Kann ich Beihülfe leisten, Herr Doktor?“

Ein plötzlicher Schauder schlug leis hörbar die Zähne des Angeredeten aufeinander, doch der Ton der Worte hatte das ihm über die Augen heraufdrohende schwarze Schleiergespenst durchrissen, und klar, als ein wissenschaftliches Objekt lag ein Menschenkörper vor ihm, der die Kunst und Pflicht seines chirurgischen Beistandes forderte. Er erwiederte hastig: „Wenn Sie jetzt die Blutung hemmen wollen — durch festen, nicht ablassenden Druck hier — das Leben des Herrn liegt in der Festigkeit Ihrer Hand —“

Die Finger Rehwoldts zitterten nicht mehr, rasch begann er unter Assistenz eines andern Gastes mit seinen Werkzeugen die zurückgezogene Arterie zu suchen und die schwierige Unterbindung auszuführen. Doch

der Erfolg bestätigte den Ruf, der ihm bereits als Wundarzt eine ungewöhnlich sichere und schnelle Hand beimaß. In überraschend kurzer Zeit hatte er das zunächst Nothwendige vollbracht; wie selbst von dem Gefühl der Erhaltung seines Lebens zur Besinnung geweckt, schlug Herr von Holthof die Lider auf und sagte schwach: „Ihre rasche Hülfe allein hat mich gerettet — ich fühl' es und werde Ihnen ewig Dank dafür wissen.“ Rehwoldt ordnete an, daß der Verwundete auf einer Tragbahre nach Hause geschafft werde, die allersorgfältigste Behandlung sei noch erforderlich, um einer Erneuerung der Lebensgefahr vorzubeugen. Nun sprach es neben ihm: „Und Sie werden mit uns kommen, Herr Doktor, um das Weitere zu veranlassen —“

Es war die Stimme Helene Holthof's, die bis jetzt ohne Regung am Tische gestanden. Eine natürliche, fast selbstverständliche Annahme lag in der Frage, doch sie rief jählings das Zittern wieder in alle Glieder des Angesprochenen zurück. „Ich?“ antwortete er tonlos, und seine Augen hafteten wie zuvor in denen der jungen Frau.

„Sie werden mich in meiner Lage nicht allein lassen — ich kenne Niemanden — habe zu keinem andern Arzt Vertrauen —“

Weckte das Ineinanderschmelzen der vier Augensterne noch wieder denselben Gedanken auf, der vorhin beide Gesichter zu weißer Blutlosigkeit entfärbt hatte? Cajus Rehwoldt suchte eine ablehnende Erwiederung gegen die blühenden Lippen von den seinigen zu ringen, aber vergebens, er brachte sie nicht hervor. Eine Uebermacht bog ihm den Kopf wie zu stumm einwilligender Verneigung.

Da scholl ihm eine Stimme von seitwärts entgegen: „Gottlob, daß ich Sie noch finde, lieber Doktor. Sie hatten zum Glück zu Hause hinterlassen, wo Sie seien — ich bin eben mit dem Zug gekommen —“

Der junge Arzt sah auf und in das wohlbekannte Gesicht des Professors Friedrich Dedekind, der rasch fortfuhr:

„Um selbst in letzter Stunde Ihre Antwort auf meinen Brief zu holen. Es ist, wie ich es halb befürchtet hatte, ich muß schon morgen nach London aufbrechen, um dort noch Nothwendiges zu beschaffen, und wenn Sie sich zu der Expedition entschlossen haben, müssen Sie mich dorthin begleiten.“

Einen Augenblick starrte Cajus Rehwoldt den Sprecher noch gleich einer überirdischen Erscheinung an. Dann hob er mit plötzlichem Vorgriff die Hand nach

dem Arm desselben, wie ein schon halb Versinkender krampfhaft eine im letzten Bewußtseinsmoment vor ihm auftauchende Stütze umklammert, und sein Mund stieß gewaltsam heraus:

„Auf meinem Tisch liegt ein Brief, der Ihren ehrenvollen Antrag angenommen und mich Ihnen in jeder Stunde zur Verfügung stellt.“

Seine Brust rang einmal tief nach Luft, nun wendete er sich schnell gegen Helene Holthof zurück: „Sie hören, gnädige Frau, daß ich die Behandlung Ihres Herrn Gemahls nicht weiter übernehmen kann, denn ein bindendes Versprechen nöthigt mich, die Stadt morgen für eine mehrjährige Reise nach Brasilien zu verlassen. Doch ich werde auf meinem Heimweg sogleich einen vertrauenswürdigeren Arzt als mich hierhersenden, unter dessen Obhut nichts mehr für Herrn von Holthof zu befürchten stehen wird.“

Er vermied während des Sprechens, mit den Augen denen der jungen Frau zu begegnen; beim letzten Wort war's, als ob seine Hand sich zur Verabschiedung nach der ihrigen ausstrecken wolle. Aber wie von einer Furcht durchzuckt, hielt sie in der halben Vorbewegung inne, schlang sich statt dessen hastig fest in den Arm des Professors Dedekind, und kaum um eine Minute später trat der junge Expeditionsarzt

mit dem Letzteren eilig auf die nächtliche Straße hinaus.

* * *

Vor einigen Jahren im Herbst war's, daß die Eisenbahnfahrt mich wieder einmal durch die bekannte Gegend an der großen Koppel vorübertrug, auf der ich wohl um ein Vierteljahrhundert früher das mittelalterlich bunte Bild der Vogelgilde gewahrt. Sie lag völlig unverändert, doch etwas abwärts war ein Bahnhof entstanden, von dem eine kleine Anschlußbahn durch den Wald zu dem Gymnasialstädtchen hinführte; die Neuerung kam mir gelegen, da mich ein Anlaß zum Vorkehren im letzteren nöthigte. Nun sah ich auf den Straßen die bunten Schülermützen um mich, welche damals als farbige Pünktchen über den höher oder niedriger vom grünen Boden aufragenden Köpfen geflimmert hatten. Andere Kappen und andere Träger waren's heut, doch beide zweifellos noch die getreulichen Doppelgänger Derer, die von der Zeit hier fortgelöscht worden.

Ein wundervoller Oktobertag lag über Stadt und Land, mein Geschäft in der ersteren war bald erledigt, und mir kam plötzlich der Gedanke, meiner uralten Freundin in der Gegend einen Besuch abzustatten. Es reizte mich, den Weg zu ihr ohne Beihülfe selbst zu

finden, und ich schlug einen schmalen Steig in der Richtung gegen die Bahnlinie ein. Allein der Verlaß auf meine eigene Findigkeit erwies sich als etwas voreilig, ich gerieth bald in ein Geflecht hoher, alle Umsicht raubender Wallzäune und irrte ziemlich lange weg- und ziellos zwischen rothleuchtenden Pfaffenkäppchen und schwer nickenden, tiefschwarzen Brombeertrauben umher; da und dort rankte sich noch eine einzeln-letzte, übersommerliche Blüthe des Geißblattes durch halb schon entlaubtes Gezweig. Dann indeß gewahrte ich auf einmal über dem letzteren, beinahe mit einem Schreckgefühl, einen mächtig ragenden Wipfel dicht vor mir. Es mußte die alte Linde sein; ich schwang mich rasch auf den noch zwischen ihr und mir hingelagerten Heckenwall und zur anderen Seite hinab.

Und sie war's; still, hoch und breit, nur bereits mit goldgelben Blättern, stand sie so, wie ich sie immer gesehen, in der einsamen, spätherbstlichen Feldmark. Doch es hatte sich vor mir schon ein anderer Gast unter ihrem Dach eingefunden, der bei dem von meinem Niedersprung verursachten Geräusch mechanisch den Kopf hob. Es war ein Mann, der vielleicht noch in den Vierzigern stehen mochte, aber der erste Blick ließ ihn mindestens um ein Jahrzehnt älter schätzen. Seine Gesichtsfarbe besaß das eigenthümlich welke Aussehen

der Leute, die viele Jahre lang in tropischen Zonen gelebt, und unter dem vollen, aschgrauen Haar lag in den hellen Augensternen doch ein schwermüthig-müder Ausdruck. Er saß auf einem hochaufgebuckelten Wurzelknorren des Baumes, an den Stamm gelehnt; offenbar hatte ich ihn aus tiefem, weltvergessenem Nachdenken aufgestört, und aus seinem Blick sprach etwas, wie wenn er sich als den rechtmäßigen Eigenthümer der alten Linde und mich als unbefugten Eindringling in seinen Besitz betrachtete.

So entschuldigte ich meinen plötzlichen Einbruch; er erwiederte mit ruhiger Höflichkeit kurz, daß ein Hierherkommen ja Jedem frei stehe, und schwieg. Mich drängte es indeß trotzdem, noch eine Begründung meines Hierseins nachzufügen, und ich sagte, daß der eigenartige Baum mit seiner ganzen Umgebung mich schon fast aus Knabenzeit her immer besonders angezogen habe. Der Fremde entgegnete, sichtbar unwillkürlich: „Sie auch?“ und setzte nach einer Pause hinzu: „Und wodurch?“

Nun that ich meines häufigen Vorüberfahrens seit bald dreißig Jahren Erwähnung, wie mein Blick dabei einmal im Fluge drüben auf der großen Koppel das bunte Bild der Vogelgilde aufgefaßt, die muthmaßlich später von einem Gewittersturm überfallen

worden, und wie ich in den Jahren darauf zweimal, im Frühling und Herbst, eine lichtblau gekleidete Mädchengestalt hier unter der Linde gesehen, welche sich diesen Platz als Lieblingsaufenthalt erwählt zu haben schien, nachher indeß nie wieder von mir wahrgenommen worden sei. Der Fremde zuckte bei meiner Mittheilung ein paar Mal, wie von einem Kälteschauer überlaufen, zusammen, stand dann plötzlich auf und stellte sich mir unerwartet vor: „Dr. Rehwoldt.“ Ich nannte ihm meinen Namen; er sah mich einige Augenblicke schweigend sonderbar an, danach frug er mit unsicherer Stimme: „Erinnern Sie sich etwa, wann es gewesen, daß Sie die Vogelgilde drüben gesehen?“

Zufällig konnte ich ihm mit Bestimmtheit das Jahr angeben, ein mir nicht verständlicher seltsamer Zug flog nach meiner Entgegnung über sein Gesicht, und er antwortete langsam: „Dann ist Ihr Blick damals auch über mich hingegangen — ja, in der Nacht kam ein Gewittersturm.“

Es liegt wohl in der Art schwermüthiger Lebenserinnerungen, daß sie, durch ein sie berührendes Zusammentreffen lediglich äußerer Umstände mächtig überwältigt, unhemmbar zu einer Mittheilung, selbst einem völlig Fremden gegenüber, veranlaßt werden können.

Wenigstens erzählte mir an jenem Nachmittag Dr. Cajus Rehwoldt wie einem langjährigen Freunde zuerst was er an dem Tag des Vogelschießens unter der alten Linde und im Zusammenhange damit bis zum Antritt seiner Reise nach Südamerika erlebt. Dort war er nach dem Abschluß der Expedition bis jetzt als practischer Arzt verblieben, erst vor wenigen Wochen nach Europa zurückgekehrt und hatte heute zum ersten Mal wieder seit einem Vierteljahrhundert die Gedächtnißstätte unter der Linde aufgesucht. Er sprach das alles mehr vor sich hin, als für mein Ohr; wie er aufgehört, entschlüpfte mir unbedacht vom Mund, weshalb er gegen die ursprüngliche Absicht nach solcher Zeit erst heimgekommen sei, ob seine zoologischen Interessen, wie wohl zu vermuthen stehe, sich in Brasilien noch höher gesteigert und ihn dort gefesselt hätten. Er blieb eine Weile stumm, als ob er meine Frage nicht gehört habe; dann antwortete er, mit reglosem Blick in die Feldweite hinaussehend: „Ich fürchtete mich noch vor der Lindenblüthe."

Die Sonne trat drüben jenseits des Bahndammes auf den Horizont, ein leichter Windschauer kam und rüttelte die überlebten Blätter des alten Baumes vom Gezweig; rings um uns schwebte es in dem rothen Abschiedslicht des Tages langsam gelb zu Boden.

Mein Gefährte streckte die Hand vor und fing eines der welken, herzförmigen Blätter auf, seine Augen betrachteten es einige Secunden, und kopfnickend sagte er: „Herbst und früher Abend — ich will es Helene Holthof bringen.“

Mir entflog: „Lebt sie noch?“

Er sah mich an, und ein müdes Lächeln ging um seine Lippen. „Weshalb sollte sie es nicht? Ich lebe ja noch, und sie ist um fünf Jahre jünger als ich. Ein Arzt weiß, daß zum Sterben ein körperlicher Anlaß gehört; wir haben beide eine kraftvolle Naturmitgift erhalten. Aber der Herbst weiß auch, daß in dem Bringen eines welken Blattes keine Gefahr mehr liegt. — Es ist wohl Zeit, zur Stadt zurückzugehn.“

Ich wollte ihm meine Begleitung nicht aufnöthigen, doch er schüttelte zu meiner Muthmaßung, daß er wünschen werde, den Heimweg allein zu machen, den Kopf: „Ich war lang' genug allein, und durch die Linde sind Sie mir, fast ist's mir seit unserer Jugend, nicht fremd.“ Und er bat mich, ihn den Abend nicht einsam im Gasthof zubringen zu lassen.

Wir gingen; es begann rasch zu dämmern, wie er mich an den unveränderten Zaunwällen entlang führte. Er sprach nicht mehr, nur als wir durch ein Heckthor von dem Stoppelfeld abbogen, blieb er kurz

stehen und legte seine Hand ein paar Augenblicke auf das alte, graue Holz. Da traten wir auf die große Koppel, über die der summende Abendwind strich. Aus dem Zwielicht hob sich von ihr etwas Schattenhaftes empor, das ich erst, wie wir nahe daran vorüberkamen, als eine Vogelstange erkannte. Mein Begleiter hielt nochmals den Fuß an und blickte zu ihrer Spitze hinauf; sie schimmerte um ein weniges heller als der untere Theil und ließ muthmaßen, daß sie vergoldet sei, doch undeutlich zerging sie in der dunkelnden Luft. Den Blick abwendend, sagte Cajus Rehwoldt nun: „Sanct-Elmsfeuer ist selten, man sieht es höchstens einmal im Leben," und wir wanderten schweigend auf dem Weg zum Städtchen zurück. Als wir an den Waldsaum gelangten, sah er sich noch einmal kurz um; ich vermuthe, es war an der Stelle, wo Helene Freiholb ihm den Kuß zurückgegeben.

Um die Pfingstzeit.

Welch' ein buntes, krauses, lachend-lustiges Gewimmel auf dem samstäglichen Wochenmarkt! Es ist ein besonderer, vielleicht der besonderste des Jahres, der vor dem Pfingstsonntag. Alle Straßen, die zu dem Hauptplatz der Stadt führen, sind von ländlichen Fuhrwerken gesperrt; überall treibt's und drängt's in Schwärmen und einzeln, steht, hält, rennt, schwatzt, handelt, feilscht, kauft und verkauft unter maiblauem Himmelsdach. Geschäftige Gesichter rundum, doch fast alle fröhlich, nur die eine nachdenkliche Sorge in der Miene, daß sie nichts morgen zum Fest Nothwendiges vergessen.

Aber das dichte Gedränge und Getreibe in den Straßen ist verschwindend gegen das Drücken, Quetschen, Schieben und Durchschlupfen auf dem weiten Marktplatz. Hier münden alle Ströme wie in einen großen, brodelnden Steinkessel zusammen, dessen Wände die jahrhundertalten, hohen, dunklen Häuser und auf einer Seite die noch dreifach höhere, langgestreckte,

machtvolle Kirche bilden. Von ihren Simsen, Umläufen, Thürmchen, Nasen und Schnörkeln blicken und blecken mehr als halbtausendjährige Wasserspeier mit wunderlichen Fratzen einstmaliger Steinmetzgerphantasie auf die zahlreichen Bankreihen und Ständer des Platzes herunter. Hunderte von Verkäufern und Verkäuferinnen sitzen darauf, und Tausende von Einkäufern und Einkäuferinnen wogen unablässig um sie her, kaum einen Punkt freilassend, auf dem ein Apfel zu Boden fallen könnte; doch im Allgemeinen ist das weibliche Geschlecht nach beiden Richtungen in zehnfacher Ueberzahl vertreten: die Marktweiber und -Mädchen meilenweit aus der Umgegend, die städtischen Hausfrauen in zumeist sehr einfachem Morgenanzug, ihre Töchter mit schon etwas sorgfältiger gekämmten Stirnlocken, und die Köchinnen, jung und runzlig, derb und drall, bloßarmig und in der Samstagsscheuerblouse, aber alle gleich schwatzlustig. Und alle mit großen, mühsam zwischen den Schultern und Rippen ihrer Küchenschwestern hindurchgequetschten Henkelkörben, die sie aus den noch weit riesigeren, mit allen Bodengaben der Jahreszeit strotzenden Korbgeflechten der Verkäuferinnen anfüllen. Letzte Spargel mit grünen Köpfen und erste Erbsenschoten, Salat, Kraut, Rüben, Sellerie, Merrettig, Zwiebeln, Orangen, Kartoffeln, Spinat, Endivien, Mangold,

Erdbeeren — Alles findet in den zur Pfingstfeier gerüsteten Küchenkörben Unterkunft, oder muß sie finden. Wenn es nichts weiter wäre, doch gerupfte Enten und Hühner verlangen ihren Platz darauf, Eier, Froschschenkel, Hecht, Weißfisch, Barbe, tutti quanti; im Tragnetz daneben spratteln lebendige krähende junge Hähne, schnattert eine Ente mit dem breiten Schnabel durch die Maschen, hockt geduldig ergeben zusammengeduckt ein Taubenpärchen. Und nun fügt der poetisch angeregte Sinn der Küchenherrscherin auf Alles hinauf das dulce zum utile. In langer Reihe ziehen sich zwischen den Eßwaarenbänken Gärtnertische hindurch, dicht mit farbig leuchtenden Blumen und Blüthenstöcken aller Art bedeckt, vielfach, überraschend hier inmitten der Stadt, von Bienen umsurrt und von schönen, bunten Faltern umflattert, die sich nicht von ihren Freundinnen getrennt und sie in der kühlen Morgenfrühe halbschlafend noch von draußen hereinbegleitet haben. Jetzt packt die Köchin einen gewaltigen Maiglöckchenstrauß, Vergißmeinnicht, Rosen — „Rosen und Vergißmeinnicht“, wie ihr das stammbuchblättrig zart die Seele bewegt! — auf die im Korb versammelten Schätze und segelt, einem bis zum Rand beladenen Marktschiff ähnlich — das vollbauschende Kattunmieder bläht sich segelhaft auf und scheint sie

über das Pflaster fortzutreiben — dem heimischen Herde zu. Doch eh' sie diesen glücklich erreicht, giebt es noch manche Havarie, da ihr da und dort etwas über den Rand herunterkollert, und manchen freiwilligen Anlegeplatz, denn überall halten gleichartige, unter befreundeter Flagge steuernde Fahrzeuge mit ihr den nämlichen Curs, holen sie ein oder kreuzen sie. Und es ist ehrwürdiger Schifferbrauch aus grauester Vorfahrenzeit, sich auf der See nicht ohne Salut vorüberzusegeln, sondern eine Frage nach Wind und Wetter zu thun, und was man an Bord führt, und ob man an der Ladung etwas auf eigene Rechnung profitirt, und wohin die Fahrt morgen am Pfingstnachmittag geht.

Trotzdem es so nach allen Seiten abfließt, wird indeß der Markt nicht leerer, denn unausgesetzt strömt es auch von jeder Richtung wieder zu. Und immer bunter wird das Bild, über dem ein unabläßiges Gesurre der abertausend gleichzeitig bewegten Zungen schwirrt. Wie funkeln die hochrothen Kopftücher der Landdirnen in den blitzenden Sonnenstrahlen! Halbdutzendfach oft wundersamlichste Nationaltracht der Weiber, verschieden aus jedem Thal, wie von den Hochplatten des Gebirgs; seidene Schleifenhauben, gleich riesigen schwarzen Fledermausflügeln, scharfkantige Hinterkopfskäppchen, dick mit Gold und Silber bestickt.

Ueberall schweben hoch über den Köpfen an langen Holzstangen farbenglitzernde Pfingstkronen aus grellem Flitterpapier; fast jeder Landbewohner führt sich eine solche mit nach Hause, um sie als Festbanner von seinem Giebel oder aus der Bodenluke prangen zu lassen. Doch auch die neugierig umherschauenden Gesichter beschäftigungsloser, allmählich vom Frühstückstisch herzuschlendernder Städter mischen sich in das Treiben, auf das von dem hohen Münsterthurm ein metallenes Gewoge von Glockentönen, nun dumpfstimmig, nun silberhell herabfluthet. Ein Rudel von Backfischen, zum letzten Schulvormittag daherschwimmend, rudert mit seinen halbwüchsigen curiosen Flossen durch die menschliche Brandung. Nur stumm wie Fische sind sie keineswegs, sondern ohne Unterlaß schwatzend, raunend, lachend, kichernd, zeternd und augenzwinkernd. Sie stehen und fingern oder fischen lange in ihren schwindsüchtig mageren Geldtaschen, bis sie aus einer Falte ein Kupferstück erhascht, für das sie sich eine Rose an die Brust stecken, die im engeren Sinne bald mehr, bald minder noch auf diesen Namen Anspruch erhebt. Hinter ihnen drein flaniren Studenten mit bunten Mützen, drehen ihnen die bezwickerten Augen zu und versetzen den tuschelnden Schwarm halb in stolze Wonne und halb in „eines Nichts durchbohrendes Gefühl.“

„Käs! Käs! — Junge Hahnen! Frische Fisch! — Rettig! Marrettig!“

Und dann der Bauer! Der Bauer!

Es ist eine Lebensfreude, ihn zu sehen, zu betrachten, zu bewundern, halbe Stunden lang.

Er steht überall, an einer Ecke oder im Gewimmel, mit einer rothen Weste und alten Gulden- oder Vierbatzen-Knöpfen dran. Der lange Rockschooß schlottert ihm hinten beinah auf die Fersen, eine Hutform aus Urgroßvaterzeit überstülpt den breiten Kopf. Zwischen den Zähnen hält er die Pfeife und pafft den Umhergedrängten locomotivenartige Rauchwolken in die Gesichter. Er kann's, er hat's dazu. Er pafft und grinst und — sit venia — rülpst, denn er hat schon manchen Schoppen heut heruntergeschüttet. Ohne eine Miene zu verziehen, trampelt er Jedem auf die Füße; daß er Jemandem um eine Strohhalmsbreite ausweichen könnte, wäre ihm mehr als spanisch. Obwohl kein Wölkchen am Himmel ist, trägt er einen hünenhaften buntbaumwollenen Familienschirm wagrecht unterm Arm und stößt, wenn er sich einmal dreht, die Zwinge desselben einem Vorbeikommenden in's Gesicht und das nächste Mal in eine Ladenscheibe. Aber auch das mit der gleichen Gelassenheit, ohne den Mund zu rühren. Man könnte ihn einen unglaublichen Tölpel

und Rüpel heißen, aber man thäte Unrecht damit, denn er weiß garnicht, was das Gegentheil davon ist. Er ist er, und wie sollte er seine Natur nicht aus dem Dorf in die Stadt mitbringen? Schon vor Jahrtausenden hat man ihn als den göttlichen Sauhirten besungen, und er ist der conservativste Bewohner der „menschennährenden Erde“. Einzig wenn ein quiekfsendes Ferkel irgendwo durchbrennt, durch die auseinanderstiebende Menge galoppirt und sich in die Röcke der kreischenden Frauenzimmer verwickelt, verläßt ihn eine kurze Weile sein altclassischer Stoicismus. Er reißt die Pfeife aus dem Mund, rennt gewohnheitsmäßig, von seiner innersten Natur getrieben, mit hinterdrein und brummt: „Bigott, 's isch a Luder!“

Merkwürdige, oft schier unbegreifliche, sinnlos entstellende Trachten des ländlichen Weibervolks! Wer sie einmal ausgeklügelt und zuerst zurechtgeschneidert hat, konnte auf eine Medaille für Bekleidungsnarrheit Anspruch machen. Sie leistet nicht selten Alles an Widernatur, was die feinste Pariser Costümkünstlerin zu erdenken vermöchte. Jedenfalls besitzen die Trägerinnen keinen berechtigten Grund, groß gaffende Augen der Verwunderung nach den Centaurentournüren oder Reifrock-Tonnengestellen der vornehmen städtischen Damen aufzureißen.

Da steht so ein kleines Ding von nicht recht zu schätzenden Jahren, auf den Vater oder den Ohm, die Mutter oder die Muhme wartend. Ein paar lange, dicke Zöpfe besagen, daß es ein Mädchen ist, und wenn die Augen sie aus ihrer unförmigen Hülse herausschälen könnten, käme jedenfalls ein natürliches und vielleicht recht zierlich gebautes Evatöchterchen zum Vorschein. Aber so ist's, wenigstens vom Rücken her gesehen, nur ein kleines, komisches, buntfarbiges Ungethüm, und vermuthlich wird die Vorderschau nicht viel daran ändern. Sie trägt ein ganz lichthimmelblaues Kleid mit halbfußhohen Achselpolstern, zwischen denen der Kopf wie auf einem buckligen Rücken festgeklemmt sitzt. Wahrscheinlich hat die Natur auch ihr unter dem Prachtgewand um die Leibesmitte herum etwas von dem verliehen, was die Städterinnen mit mehr oder minder Vernunft und Vortheil oder Nachtheil für ihr Leben als Taille zur Schau tragen, doch die altvererbte Toilettenkunst ihres Dorfes ist nicht gewillt gewesen, ihr eine leiseste Andeutung davon zu belassen. Statt dessen hat sie auf die Hüften und rund um den Leib hohe, breite, dicke Wülste gelagert, über die sich der Rock wagrecht wie ein Glockenmantel wegspannt und dann gegen die Füße verdünnt, schräg zugespitzt herunterfällt. Die untere Hälfte des jungen Dinges erscheint wie eine

umgekehrte, halb abgestumpfte, blaue Pyramide, und darauf paradirt etwas wie ein gleichfarbiger, vertracter, auswüchsiger alter Weidenstumpf, der statt grünbelaubter Austriebe oben braunes Haar und darüber ein kleines, schwarzbebändertes, goldbesticktes Hinterkopfskäppchen trägt.

Sehr curios-lächerlich nimmt das Ganze sich aus, besonders für Jemanden, dem es zum ersten Mal vor die Augen geräth, und ein vorbeischlendernder junger Student mit rother Mütze auf dem Kopf lacht bei dem Anblick hell auf. Er ist erst mit dem Beginn des Sommersemesters hierhergekommen, die seitdem vergangenen wenigen Wochen waren regnerisch, und er hat den Samstagsmarkt noch nie besucht. Aber der Himmel ist heut so verlockend und das laute, bunte Durcheinander so belustigend, und sein hübsches, jugendfrisches Gesicht spricht nicht grade von Arbeitslust.

Nun lacht er über die zum ersten Mal wahrgenommene, närrische blaue Figur, und eine spaßhafte Lust zieht ihn, die groteske Erscheinung sich auch von vorn zu betrachten, so daß er um ihren Rücken herumbiegt und sich vor sie hinstellt.

Da lacht er noch vergnügter und von seinem verfeinerten Geschmacksstandpunkt aus nicht ohne Anlaß. Ueber dem himmelblauen Rock prunkt eine grasgrüne

Schürze; das Kleid ist vorn auf der Brust weit geschlitzt, und ein rothbeschnürtes, jaspisfarbenes Mieder füllt die Lücke. Darüber sitzt ein achatbraunes seidenes Halstüchelchen, schön glatt und straff gezogen und mit einem papierdünnen Goldblechschmuck besteckt, der wie ein paar große gelbe Butterblumen auf einer dürren Ackerscholle flammt. In der, auf den Hüftenwulst heraufgezogenen linken Hand hält das Mädchen sorglich einen mächtigen Strauß von Maiglöckchen, den sie sich offenbar, als einen Fremdling in ihrer Gebirgsheimat, für einige Pfennige zum Festschmuck für ihre Kammer erworben hat, und so giebt es keine Farbe des Regenbogens, die ihre Pracht nicht über sie ausgeschüttet hätte.

„Per Venerem, Du bist aber schön!“ stößt der junge Student zugleich mit seinem lustigen Auflachen aus.

Sie versteht davon äußerst wenig. Von Venus weiß sie gar nichts, seine hochnorddeutsche Sprache klingt ihr sehr fremdtönig und sie begreift nur das Wort „schön“ und daß dies sich auf ihre Tracht beziehen muß. Warum der Sprecher dazu lacht, ist ihr dagegen wieder unverständlich, denn sie fühlt sich sehr glücklich und stolz über ihren schönen Sonntagsanzug, den sie an diesem wichtigen Samstag auch zur Einkaufsfahrt in die Stadt angelegt, und ihr kommt kein

leisester skeptischer Anhauch, das Lob desselben nicht voll ernsthaft aufzunehmen. Und ein Mädchen steckt doch auch in der wunderlichen Hülse, das seinen Staat gern von einem so vornehmen und hübschen jungen „Stadtherrn“ bewundert hört. Sie antwortet natürlich nichts, aber sie hebt erfreut den Kopf, und ein so niedliches, rosig weißes, weiches und feines Gesichtchen sieht dabei auf, daß kaum ein Zweifel bleiben kann, die unerkennbare Gestalt drunter in den närrisch entstellenden Polstern und Wulsten wird nicht minder anmuthig und mädchenhaft zierlich von der Natur drangefügt sein. Und ebenso ist's auch außer Zweifel, daß die, der Tracht gespendete spöttische Lobeserhebung durchaus im Ernst dem Köpfchen zukommt.

Daran denkt sie indeß sichtlich keineswegs, denn sonst schlüge sie sicher etwas „verschamt“ die Augen nieder, mit denen sie den Fremden groß und treuherzig und unverkennbar auch mit Wohlgefallen anschaut. Und sie versteht seine Worte auch diesmal gar nicht, wie er überrascht spricht: „Du bist ja wirklich allerliebst!“ Nur daß er nichts Unfreundliches gesagt hat, ist ihr deutlich.

Da kommt etwas, was jedenfalls auch allerliebst, eigentlich gradezu poetisch schön ist. Von den Blumen eines der nahen Gärtnertische gaukelt ein wundervoller

großer Irisfalter herüber und setzt sich unbekümmert auf die duftenden Maiglöckchen in der Hand des Mädchens. Der nämliche erste, von keinem Hauch berührte Frühlingsschmelz liegt noch auf seinen Fittigen, wie auf ihrem Gesicht, und es ist, als ob Jugend sich nicht vor Jugend fürchte. Und wie er die blau-violett schillernden Flügel im Sonnengold weit auseinanderschlägt, haben sie ganz genau die gleiche Farbe, wie die beiden auch aufgeschlagenen Augen des Mädchens, zwischen deren Wimpern die Sonne ebenso hineinfällt. Der junge Student stutzt förmlich einen Moment mit dem Blick, von der eigenartigen Aehnlichkeit betroffen, dann sagt er hübsch lächelnd:

„Warum setzt denn der Thor sich nicht lieber auf die beiden Blumen?“

Davon versteht sie wieder gar nichts, als daß es abermals nichts Unfreundliches bedeutet hat. Erwiedern kann sie also auch nichts und wüßte auch nicht was, aber sie lacht und zieht dabei die rothen Lippen leicht über die kleinen, schneehellen Zähne auf, und einen Augenblick falten sich ihr nun schelmische Grübchen in die Wangen. Doch zugleich flattert die Iris forttaumelnd auf, ein Bauer mit rother Weste und Silberknöpfen dran, in langem Schlotterrock und mit dem Regenschirm unter der Armbeuge stapft herzu und

manscht neben der Pfeife heraus: „Nimm, Ketterl! 'Sisch sakri'sch hiß hit, suffe mir ei's!“ Wie der junge Student sich umwendet, ist das allerliebste, närrische Bild verschwunden, nur vor den Augen der Phantasie steht's ihm noch, und die blaue Iris gaukelt noch um ihn herum.

Wie so etwas im Sonnenlicht eines Maienmorgens noch ein Weilchen vor dem Blick fortflimmert! Er kauft sich ein Maiglöckchensträußchen und riecht im Weiterschlendern dran; dann durchs alte Thor, das Glockengewoge tönt ihm aus der goldenen Luft herab nach bis zu seiner Wohnung. Diese liegt in einer von Gärten durchwirkten Vorstadtstraße, das ganze Quartier macht behäbigen Eindruck, die Häuser sind freundlich und stattlich. Auch dasjenige, in welches er eintritt; im ersten Stock befinden sich seine Zimmer, an der Thür nennt eine Visitenkarte seinen Namen: „Erwin Curtmann, stud. nat.“ Doch das Innere gemahnt nicht an eine herkömmliche „Studentenbude“; die große, helle, luftige Wohnstube, in deren Fenster grüne, hohe Waldberge nah hereinschauen, ist sehr behaglich, sogar mit Eleganz und Comfort eingerichtet, ebensolches Schlafgemach stößt daran. Anatomische und physiologische Werke auf einem Tisch mit einem Todtenkopf dazwischen künden das Studium des Bewohners, allein sie machen nicht, wie sonst zumeist, die ganze

Bibliothek desselben aus, sondern von einem erheblichen Regal sieht in schönen Bänden eine sorgliche Auswahl deutscher Dichtungswerke herab; der Heine'sche „Romanzero“ liegt aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. Offenbar hat Erwin Curtmann noch andere geistige und poetischere Bedürfnisse als die seines zukünftigen Berufs, und er kann sie auch nach der pecuniären Seite hin voll befriedigen. Sein Vater ist einer der reichsten Handelsherrn in einer der Hansestädte und er der einzige Sohn. Frei hat er seiner von Kindheit auf gehegten Neigung für die Naturwissenschaften nachgeben können und studirt zur Grundlage und Vorbereitung Medicin. Natürlich nicht um einmal als Arzt Praxis zu üben; er will später große Forschungsreisen unternehmen, dann sich wahrscheinlich an einer Universität zur Erlangung einer Professur habilitiren. Was, weiß er selbst noch nicht und denkt nicht dran. Das Leben liegt gar bunt vor ihm, er hat nichts nöthig, als die Tage weiter gehen zu lassen; voll und reich winkt es ihm, er braucht nur zuzugreifen. Doch er ist keine Geldseele, kein Materialist, die Bücher drüben besagen es und sein Gesicht, seine Augen nicht minder. Wenn die Physiognomik Recht besitzt, mischt sich in ihm jugendliche, vielleicht etwas leichtfertige Sorglosigkeit mit einem träumerisch poetischen Hang. Die Zukunft ist sein und

er freut sich der Gegenwart, der Stunde und in ihr der Sonne, des Frühlings draußen und in ihm selbst, des jungen Kraft- und Lebensgefühls, das jeder Athemzug ihm giebt.

Ein Beweis seiner neidenswerthen Lage pocht jetzt an die Thür. Der Geldbriefbote tritt ein und bringt ihm ein Couvert mit einer Einlage von fünf Hundertthalerscheinen. Sein Vater schreibt nur kurz dazu, falls er einen Pfingstausflug in die Alpen oder nach Italien hinüber machen wolle, damit er nicht etwa in Verlegenheit gerathe. Die Besorgniß ist freilich überflüssig, denn er trägt noch ebenso viel von seinem Quartalswechsel in der Brieftasche und gleichgültig legt er die Sendung dazu. Der Besitz ist ihm selbstverständlich, wie die Luft, so lang er denken kann, aber seine Lebensführung erheischt nicht viel Benutzung desselben. Er ist weder verschwenderisch noch geizig, seine leiblichen Bedürfnisse sind nur von Natur genügsam, seine Interessen von anderer Art, als solche, die sich kaufen lassen.

Es ist köstlich, am offenen Fenster in der warm hereinfluthenden Sonne zu sitzen und zu lesen; im Garten drunten werden Dutzende von fröhlich zwitschernden Vogelstimmen keinen Augenblick still. Er hat den „Romanzero" wieder zur Hand genommen,

doch es huscht ihm ab und zu wie ein bläulicher Schimmer über die Buchstaben hin, wahrscheinlich der Reflex des tiefdunklen Himmels auf dem Blatt, anders kann es nichts sein. Dann steht er einmal auf, unwillkürlich, er weiß nicht warum. Ein Wagen rollt draußen auf der Landstraße, die durch die breite Thalsohle ins Gebirg emporführt, ein ländliches Fuhrwerk mit Männern, Weibern und Dirnen besetzt; ein Bursche hält eine bunte Pfingstkrone an der langen Stange als Festbanner jauchzend hoch über sich. Sie fahren vom Stadtmarkt heim, sehr zeitig, denn es ist noch nicht Mittag, vermuthlich haben sie weiten Weg.

Der junge Student sieht dem lustigen Gefährt nach und bleibt mechanisch im Fenster liegen. Bald kommt wieder eins, dann bleibt die weiße, sonnenheiße Straße still und leer.

Ihn hungert, er will zum Mittagstisch gehen. Da trappelt nochmals etwas vom Thor her heran, ein Einspänner, der wohlgenährte Gaul zieht einen kleinen zweisitzigen Korbwagen, über dem auch eine Pfingstkrone prangt. Darunter schimmert es roth und dahinter blau; nun rollt's nah, und das Rothe ist eine Bauernweste und das Blaue das kleine närrisch angezogene Ding vom Markt, das noch sorgsam den großen Maiglöckchenstrauß vor der Brust hält. Doch ihre

Augen sind in der Luft, bald voraus, bald den Häusern zu, und wie sie jetzt vorüberkommt, sieht ihr Gesicht just nach dem Fenster Erwin Curtmanns auf. Und offenbar erkennt sie ihn wieder und hat eine kinderhafte Freude darüber, denn sie nickt ihm fröhlich-vertraulich fast wie einem alten Bekannten zu und lacht und dreht den Kopf mit den Irisaugen noch einmal nach ihm zurück. Dann ist mit „Hü-a! Hü!" des stoisch sitzenden Bauern das Fuhrwerk vorbei, die bunte Krone schwankt um eine Ecke, weißes Staubgewirbel hinter ihr. Wahrscheinlich haben sie's auch weit heimwärts in die Berge.

* * *

Wie am andern Morgen der erste Pfingsttag anbrach! Das frühe Glockengeläut vom Münster her weckte Erwin Curtmann, er sprang auf und tauchte den Kopf aus dem Fenster wie in ein frisches Bad in die kühle, köstliche Luft. Grad' über die östliche Bergwand aufsteigend, blitzte die Sonne ihm blendende Goldfunken in die noch halb traumverhängten Augen. Sie warf ihre Strahlenpfeile auf glanzweiße Nebel, die sich in den Schluchten aufrollten, daß nur die hohen Gebirgsspitzen drüber herabblickten. Gleich Inseln im blauen Meer schwammen sie droben, doch

gleich Inseln der Seligen. Die Erde duftete auf und stand wie mit Brautgeschmeide behängt; ein Glimmern und Schimmern war überall, weit drüben auf leerem Brachfeld funkelte ein altes, fortgeworfenes Blechstück wie der Koh-i-noor des Großmogul, des Sohnes der Sonne. Der Morgen trug nicht Nüchternheit auf den Lippen, sondern berauschenden Trunk für jeden Sinn, für das junge, warme, freudig sichere Lebensgefühl der Brust. Und der junge Mediciner war dankbar für den Schönheitsüberschwang der Welt und fromm in seiner Art. Gleich einem Morgengebet sprach er laut den wundervollsten Lobgesang, der sich je aus einer Menschenseele erhoben, in die leuchtende Frühe:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag."

Am herrlichsten hier unten auf der Erde, wo Sinn und Gefühl leben, um sie zu empfinden!

Und Erwin Curtmann sprach hinterdrein: „Du wußtest es, Wolfgang Goethe, wie keiner vor Dir. Und Du hast von der Herrlichkeit, die um Dich lag, Dir allzeit genommen, was die Stunde gab. Ich

wollte, Du könntest diese Stunde noch einmal mit einathmen!"

Seines Herzens tiefer Wunsch sprach's, die glänzenden Augen fügten stummes Zeugniß hinzu. Rasch kleidete er sich an, doch er war noch kaum fertig, als es von drunten heraufscholl: „Curtmann! Schlafratte! Steckst Du noch im Mauseloch?" Ein halbes Dutzend rother Corpsmützen, gleich der seinigen, betüpfelte die weiße Straße, er griff indeß nach einem feinen, fast gewichtlosen Panamahut, warf eine leichte, bereitliegende Ranzentasche über die Schultern und stand hurtig unter den ihn abholenden Commilitonen. Er hatte sie, gestriger Abrede beim Wein gemäß, erwartet; es ging nicht in die Alpen oder nach Italien, sondern zu einer Pfingstwandertour in das ihm noch fremde, nachbarliche Gebirge. Lustig und lachend marschirte der junge Schwarm auf der Landstraße durch das breite Thal den hohen, bestrahlten Bergen entgegen. Sie hatten, wie allzeit, Durst und sprachen nach Studentenbrauch in jeder Schänke am Wege ein. Dann brachen sie wieder hervor und wanderten weiter, lärmend und tollend, Kneiplieder singend und mit den Stöcken fuchtelnd, um zu demonstriren, wie Der und Jener auf den letzten Mensuren geschlagen und ausgelegen. Es war Pfingsten und Frühling, und das trieb

sie nach altem Burschenherkommen in's Freie, und die Lunge zog einmal gute, qualmlose Luft ein, die das Blut reiner und rascher kreisen ließ. Aber im Inneren trugen sie nichts Anderes mit hinaus als die täglichen Gemeinplätze, schnodderigen Reden, Rauf- und Saufrenommagen der Kneipen und die Zuversicht auf gutes und reichliches Bier im erreichten Nachtquartier.

Curtmann wäre lieber allein gegangen, doch er hatte vor den Anderen seine Absicht einer Fußtour ausgesprochen und sich der zustimmenden Gesellschaft nicht gut entziehen gekonnt. Er war in's Corps gerathen, wie es so zu geschehen pflegt, halb willenlos, halb aus neugierigem Jugenddrang, das übermüthige Treiben mitzumachen, fühlte sich dessen jedoch im Innern eigentlich schon satt. Seine Natur besaß kein Bedürfniß zum Anschluß an eine Corporation, eher Abneigung dagegen. So befand er sich mit seinem Corpsband im Grunde zwischen den Gefährten vereinsamt, ward jedoch trotz seinen noch nicht hohen Semestern von ihnen um seines großartigen Wechsels willen außerordentlich geschätzt und mit sorglicher Auszeichnung behandelt, damit er der Verbindung sicher erhalten bleibe. Doch er hatte den Mangel an innerer Uebereinstimmung noch nie so deutlich empfunden wie heut. Alles umher interessirte ihn, hätte ihn gern verweilen

lassen, erfreute sein Auge, zog ihn an, und seine Weggenossen nichts, als die nächste Station zur Einkehr. Der immer wechselnde Zauber der Bergwelt, zu der sie emporgelangt, die in Regenbogenfarben oder gleich Schneelawinen fallenden Wasser, die Ueppigkeit fremdartiger Blumen, Vogelstimmen, Wald, Wind und Sonne, Alles war nicht für sie vorhanden. Ohne Blick und Ohr dafür trieben ihre Zungen in dem altausgetretenen Geleise weiter. Wozu gingen sie überhaupt hier und führten ihre Redensarten nicht drunten in den dumpfen Schankwirthschaften der Stadt? Und wozu vor Allem ging er mit ihnen, die ihm all' die „Herrlichkeit“ umher gleich einem trostlosen Landregengetröpfel mit schalen Worten überrieselten? Ihm kam's immer mehr wie eine Blasphemie vor, die nicht sie allein, sondern die er eigentlich begehe. Wolfgang Goethe hätte gesagt: „Das ist Volk aus Auerbachs Keller. Was willst Du bei ihm? Hänge den Zaubermantel der Natur um Dich und laß die ‚platten Burschen'.“

Erwin Curtmann war sehr selbständiger Art und seine Gemüthsstimmung gestaltete sich immer unabhängiger von der seiner Begleiter. Wie sie um Mittag ein schon ziemlich hoch belegenes Gasthaus erreicht, dort Mahlzeit hielten und während des Essens über ihr nächstes Wegziel rathschlagten, warf er gleichmüthig

ein: „Wenn ich einmal verloren gehe, sucht nicht nach mir; ihr findet mich drunten wieder vor.“ Sie lachten: „Laß wenigstens vorher Deinen Geldsack irgendwo fallen, wo unsere Nasen als ehrliche Finder Witterung von ihm kriegen, dann wollen wir uns um Dich kein Salz auf die Backen regnen lassen.“ Es war Kneipwitz, aber nicht ohne ihre wirkliche Meinung darunter. Sie fühlten sich auch in seiner Gesellschaft nicht recht gemüthlich; wie er bald einmal aufstand und vor die Thüre trat, während sie sich noch neue Schoppen heranführen ließen, kamen sie überein, er sei eigentlich ein „Natursimpel“, ein „Faselmaul“ und „lederner Kerl“, bei dem man nur vor den „Hamstertaschen seines Alten“ Respect haben müsse. Er ließ draußen den Blick über den kleinen Bergkessel hingehen, in dessen Mitte das Haus lag. Der Entschluß war in ihm gereift, nicht weiter mit den Andern fortzugehen, doch auch allein in die fremde Gebirgswelt vorwärts zu wandern, fühlte er nicht Lust und Reiz mehr. Der herrliche Tag war ihm verdorben, und verdrossen empfand er zu nichts mehr Antrieb, als in die Stadt zu seinen Büchern heimzukehren. Unvermerkt berichtigte er dem Wirth nicht nur seine Zeche, sondern die gesammte seiner bisherigen Gefährten mit; er wußte, das werde sie am besten über seine Trennung von ihnen getrösten. Dann

holte er rasch Tasche und Hut aus der Seitengaststube und schlug ungesehen den Rückweg ein.

So lustig und laut das umherfaulenzende Pfingstsonntagleben in den bis hierher durchschrittenen Dörfern gewesen war, so still und unbesucht lagen Weg und Steg außerhalb derselben im Gebirge. Kein Wagen knarrte langsam, vom Fuhrmannsruf begleitet, über das Steingeröll, kein Fußtritt kam durch den beginnenden Nachmittag daher. Nur drüben bewegte sich etwas von einem schmalen, steilen Hangpfad herab, ein hellerer Schimmer am Rand tiefdunklen Tannengrüns. Es kam gegen den Weg Curtmanns spitzwinklig einher und erreichte die Kreuzungsstelle mit ihm zugleich. Wie es aus dem Busch hervortrat war es eine derbe Bauerndirne, unter deren breiten Füßen der Boden dröhnte, mit plumpen Zügen und sehr wenig anziehend, aber sie trug auf dem festlich glatt gestriegelten Kopfhaar das nämliche goldbestickte, schwarzbebänderte Käppchen und um den dicken Leib das gleiche himmelblaue, achselbepolsterte und hüftenumwulstende Kleid, das er gestern Morgen zum ersten Mal gesehen. Auch die grasgrüne Schürze fehlte nicht, noch das rothbeschnürte Jaspismieder; nur die Augen, die sie zu dem ihr begegnenden jungen Wanderer aufschlug, waren von einer faden, wässerig zerlaufenden Farbe. Sie sagte lang=

gedehnt methodisch: „Grü=eß Gott“ und trampelte vorüber.

Eine grob gemeine Carricatur eines närrisch niedlichen Bildes war's, das ihm auf einmal wieder vor Augen stand. Er sah ihr einen Moment nach und dann rief er sie plötzlich mit einem ausgestoßenen Laut an. Sie drehte sich um und er frug, zu ihr tretend: „Tragt ihr alle da herum so schöne Kleider?“ Halb verstand sie's nur, doch so weit, daß sie den Kopf schüttelnd antwortete: „Do hunde nöt. — „Wo denn?“ — „Drobe,“ und sie wies mit der Hand nach der Bergwand, von der sie herunter gekommen. „Und wie kommt man nach dem Paradies, wo lauter so blaue Engel sind?“ fragte er lachend.

Davon begriff sie nichts, lachte gleichfalls, drehte den Kopf mit einem schämigen Ruck, daß ihr die Zöpfe in's Gesicht flogen, und ging fürbaß. Der Blick Curtmanns folgte ihr nach, das ganze Vergnügen, das er gestern zuerst bei dem Anblick dieser sinnlos=komischen Nationaltracht empfunden, kam ihm zurück. Das blaue Ungethüm verschwand wieder gegenüber im Wald — Furcht kannte es offenbar in seinen Bergen nicht — dem Zurückbleibenden aber war's, als trage sie etwas von ihm mit sich fort. Sie mußte seinen Mißmuth auf ihre Engelsfittige geladen haben und damit abtrollen, er fühlte sich auf

einmal wieder vergnügt, leicht und heiter wie in der herrlichen Morgenfrühe, und durchaus nicht mehr aufgelegt, aus der wundervollen Gebirgsnatur schon in seine Stube zurückzukehren. Alles sah ihn anders an, als noch vor wenigen Minuten; ein Quell plätscherte neben ihm vom moosigen Felshang und schien ihm hellstimmig zu singen: „Komm herauf!“ Auch den Gesang seiner Corpsbrüder hörte er drüben in entgegengesetzter Richtung; es brüllte weit herüber: „Dreimal drei sind Neune — ihr sauft ja wie die Schweine — Bruder, Deine Liebste heißt?!“ Sie waren guter Dinge vom Wein und noch mehr, daß „der Simpel“ für sie „berappt“ hatte, dachten nicht mehr an sein Verbleiben und zogen ihrem Abendbier zu. Er horchte ihnen kurz nach, die trunkrauhen Stimmen klangen ihm melodisch in's Ohr. Seine Seele fühlte sich köstlich frei und seine Füße sich so unermüdet wanderlustig — wohin? — gradauf in die Fremde, gleichgültig wo er eine Nachtunterkunft finde, wenn nicht anders unter Baum und Busch. Vor ihm lag der steile Geröllpfad, von dem die Bauerndirne herabgekommen; der Weg mußte also zu einer Ortschaft emporführen, und er stieg ihn hurtig an. Doch bald verlangsamte er den Schritt, es war doch ungewohnte Arbeit für ihn, sich so jäh in die Höh' zu tragen, die Sonne brannte heiß

und der Bergrücken blieb noch immer gleich hoch über ihm. Dann spaltete sich der Pfad in zwei Theile — ein Wegweiser stand nicht dabei — links oder gradaus? Das letztere schien das natürlichste, und eine ganze Weile bewährte es sich auch vortrefflich. Aber dann war's doch falsch gewesen. Wo blieb der Weg? Pure zu Ende, inmitten von dickem Tannengestrüpp und Felsgeblöck. Schwarze Eichkätzchen waren da, sprangen lautlos von Ast zu Ast, und Häher zeterten. Sonst nichts.

Sollte er bis zu der Abzweigung des richtigen Pfads zurück? Das ging ihm wider Neigung und Natur. Excelsior! rief Henry Wadsworth Longfellow.

So stieg er gradauf in die Bruchreste des ehemaligen Felskammes hinein, kam zuerst fast rascher vorwärts, als er gedacht, Aber dann fing die Brust doch zu keuchen an, und das Herz hämmerte, und die Sache ward verteufelt schwierig. Die Steinbrocken wuchsen immer mächtiger, bald mußte er hinüber, bald sich seitwärts durch schmale Zwischenklüfte mit knietiefem Moos, Adlerfarn und breitem Lattich mühselig durchquetschen, oft beinahe senkrecht empor. Manchmal ausweglos Gerank und Gezack und Geklipp; er klammerte sich fest, verlor den Halt, strauchelte, glitt, stürzte und kletterte auf's Neue. Es war eine feuchtathmende, völlige Wildniß, in die kein Sonnenstrahl fiel, nur ein

schwärzlich grüner Tagesschein lag unter dem dunklen Nadeldach der riesigen, dickstämmigen, Alles überdeckenden Weißtannen. Von einer Himmelsrichtung ließ sich nichts mehr unterscheiden, das Einzige, was er sich als Ziel vorhielt, war, stets aufwärts zu klimmen. Aber er verlor Muth und Laune nicht; auch einen Nüchterneren, der nicht seine Mitgift poetischer Phantasie besessen, hätte dies Dringen und Ringen durch den sperrenden Urwald an die alte Mär vom Emporkämpfen zu Dornröschens verzaubertem Schloß erinnern können. Nur unsäglich langsam ging's, die feindliche Böschung zu gewinnen, sie zu behaupten, einen neuen Angriffspunkt auszukunden, und jede Zeitrechnung hörte auf. Die Corpsbrüder auf dem breitgebahnten Weg drunten — irgendwo da drüben — hatten es allerdings bequemer.

Dann befand er auf einmal, unvorhergesehen, auf ebenem Erdreich; er war oben. Auch der Wald wich und ließ seinen Augen plötzlich weite, freie Schau.

Eine höchst überraschende, voll gegensätzliche. Er stand am Rande eines umfangreichen, ringsum von mäßigen Berglehnen umschlossenen Hochplateaus, und für den aus dem tiefen Forstdunkel Heraufgelangten bot der Anblick in der That etwas von dem einer fremdartig verzauberten Welt.

Zunächst fiel letzte röthliche Abendsonne darüber, ein Gefühl der Einsamkeit weckend, freundlich und melancholisch zugleich. Da und dort warf sie lange Schatten über die Hochfläche, die sich nicht eben forterstreckte, sondern in zahlreichen Bodenwellen aufhob und zu kleinen Thalmulden einsenkte. Eine offenbar zusammengehörige Ortschaft lag drin eingebettet, doch kaum standen zwei Häuser oder Gehöfte benachbart nebeneinander, vielmehr alle vereinzelt hingestreut, wohl in stundenweitem Umkreis, manche fern bis an das waldige Gelände hinan. Dazwischen stiegen größere und kleinere, kahle Hügelrücken und Spitzen auf, mit grauem Felsgrund schimmernd oder von kurzer Grasnarbe bedeckt; auf der Höhe zumeist mit einem Busch gekrönt, einem wilden Rosenstrauch, hier erst weiß blühendem Schlehdorn, mit hohen Ginsterstauden, dunklem Wachholdergestrüpp oder fast schwarzem Stechpalmenlaub. Um Alles breitete sich schweigsam das schöne, schwermüthige Licht des scheidenden Tages, und ein weicher Wind strich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen drüber. Man sah, er mußte der ständige Genoß dieser Höhe fast das ganze Jahr hindurch sein, das Gezweig jedes Strauches stand wagrecht von ihm abgekehrt, wie von einem Kamm fortstrichenes Haar.

Das Ganze erregte dem jungen Beschauer zuerst einen überraschend befremdlichen, doch dann fast einen vertraulichen Eindruck. Nichts ließ mehr durch Abstürze und Niederblicke in die Tiefe erkennen, daß er sich hier auf einer Höhe von mindestens dreitausend Fuß befinde, ein geringes Einbildungsmaß mit etwas Zuthat und Hinwegnahme konnte ihn in eine Landschaft seiner norddeutschen Heimath versetzen. Sogar wie kleine Bruchstücke von buschbewachsenen Feldrainen stand es hie und da, nur die Bauart der Häuser war eine durchaus andere, und nur eine gewisse Feierlichkeit der Natur sprach von der weltabgeschiedenen Höhe.

Nun ging Curtmann vorwärts, ein wenig traumhaft, er wußte nicht, wo er sich in der Welt befinden möge, und ebenso nicht recht, von wo und durch welchen Anlaß er hierherauf gekommen sei. Sein Fuß bewegte sich leichter über den ebenen Boden, aber doch etwas ermüdet, an die überstandene Anstrengung mahnend. Er war seit der Morgenfrühe unterwegs, und das Klettern im Felswald mußte wenigstens vier bis fünf Stunden gedauert haben. So trug er Verlangen nach Rast und einer Unterkunft für die herannahende Nacht, denn die Schatten vor ihm wuchsen rasch länger.

Menschen waren indeß nicht zu sehen, und auch von den Häusern her kam kein Ton durch die Stille.

Das bekränzte und beflitterte Herumziehen der Jugend drunten in den Thaldörfern, der laute Festjubel fand hier nicht statt. Nur eine bunte Pfingstkrone ragte hin und wieder über einem Giebel weit flimmernd in die Luft.

Jetzt traf der Wanderer auf einen breiteren Weg, dessen Geleise kund thaten, daß er auch für schmalspurige Fuhrwerke benutzbar sei und muthmaßlich als Fahrstraße letzten Ranges irgendwohin in's Unterland sich hinabwinde. Ihr folgend, schritt er den nächstgelegenen Wohnstätten zu.

Doch nun drehte ihm etwas den Kopf, eine Regung zur Linken auf einem der kleinen, kahlen Hügelabhänge. Schwarze Ziegen rupften dort das dürftige Gekräut, und ein wenig über ihnen auf der grauen Kuppe saß als das erste lebende Wesen, das Erwin Curtmann wahrnahm, ihre Hüterin. Die Sonne strahlte sie noch an, und der Wind strich ihr das flachsblonde Haar flirrend von den Schläfen. Es war ein ganz winziges Mädchending, doch — doppelt curioser Anblick — im himmelblauen Festtagskleide schon mit Puffen, Polstern und Wülsten zu einem völlig unförmlichen Menschengeschöpfchen ausstaffirt. So saß sie barköpfig wie auf einem Naturthron gegen die blaue Luft, man konnte den rothen Schein des Abendlichtes auf ihrem Scheitel

sich als einen hellgoldigen Kronreif vorstellen, und als Herrschscepter für ihre Unterthanen hielt sie einen Stecken mit grünem Wedel in der braunverbrannten Hand. Und mit ganz neugierlosen, unendlich ernsthaften Augen sah sie unbeweglich auf den Fremden herunter.

So friedlich war's, so närrisch-possirlich, so hübsch und so weltab wundersam. Kein Dornröschen, aber doch wie ein kleines märchenhaftes Prinzeßchen aus verschollener Zeit. Keine Frage, das saß hier auf dem ältesten Throne der Erde, seit einem Jahrtausend, immer wechselnd und immer gleich.

Aber noch etwas Anderes kam plötzlich dem jungen Studenten aus ihrem unerwarteten Anblick. Er hatte vergessen gehabt, was ihn angetrieben, durch die Bergwildniß in dieser Richtung herauf zu klettern. Ueberhaupt war er sich des Anlasses nur dunkel halbbewußt gewesen, doch jetzt stand's vor ihm, das blaue Kleid drunten hatte ihn den Geröllpfad einschlagen lassen, von dem es herabgekommen.

Er hielt den Fuß an und fragte: „Wie heißt Du, kleine Königin?"

Die Anrede verstand sie natürlich nicht, nur, daß er nach ihrem Namen gefragt. Ohne eine Miene zu verziehen, gab sie Antwort: „'s Ketterl."

„Du auch? Ihr heißt wohl alle hier so?“ entgegnete er. „Sag' mal, Ketterl“ — er versuchte, so gut es ihm möglich war, ihren Gebirgsdialect nachzuahmen — „wo kann man denn die Nacht schlafen hier?“

Das ging indeß weit über das Begriffsvermögen der kleinen Souveränin. Sie hob zwar die Hand und sagte dazu: „Doa;“ aber worauf ihre Finger hindeuteten, war die Mutter Erde, und es blieb zweifellos, daß jeder weitere Auskundungsversuch kein besseres Resultat bei ihr erzielen würde. So zog Erwin Curtmann lächelnd vor ihrer liliputanischen Hoheit den Hut und folgte dem Weg weiter nach.

Nun erreichte er bald das nächste Haus; etwa auf Schußweite davon, doch seitab in Wiesen, lag ein zweites, einen Mittelpunkt besaß die Ortschaft augenscheinlich nicht. In einem kleinen, kahlen Gärtchen blühten hier jetzt erst die Primeln und gelben Tazetten; am verfallenen Lattenzaun lehnten, aus kurzen Pfeifen rauchend, ein paar Burschen in dunklen Jacken und rothen Westen, die Hüte buntbebändert, und schienen mit ebenso vielen himmelblau gekleideten jungen Dirnen sich vortrefflich zu unterhalten. Worte hörte man jedoch kaum, die Conversation wurde eigentlich nur schweigend durch ein Kopfnicken, ein Räuspern, ein Kratzen am

Ohr oder Zupfen an der grasgrünen Schürze geführt. Aber alle sahen völlig befriedigt von ihrem abendlichen Pfingstvergnügen aus.

Curtmann stand still und grüßte, und „Grü=eß Gott“ antwortete Jeder in gleichem Ton. Er fragte nach einer Wirthschaft, wo er übernachten könne, und einer der Burschen sagte, den Kopf schüttelnd, neben der Pfeifenspitze heraus: „Noa.“ Dann ließ er sich herab, nachzufügen, im Dorf sei kein Gasthaus mit Betten.

Doch wo sei denn solches?

„Do übi bi der Kilch.“ Die Pfeife deutete über eine waldige Berglehne hinüber.

„Und wie weit noch dorthin?“

„A Stunde zwoa.“

Das war nicht sehr anmuthend für müde Füße, und es begann grau zu dämmern. Doch offenbar blieb dem jungen Wandersmann keine Wahl. Er dankte für die Auskunft, und es scholl hinter ihm gleichmäßig: „Pfüet Gott!“ und danach sagte eine Stimme am Zaun: „Weisch', Ketterl.“ Einen anderen Mädchennamen als „Ketterl“ schien es hier oben nicht zu geben.

Das nämliche Bild wiederholte sich noch ein paarmal, näher oder entfernter von der schmalen Fahrstraße. Derselbe kahle Garten, der Lattenzaun herum, die

gleichen Burschen mit den gleichen Dirnen in den gleichen blauen Kleidern, die gleiche befriedigende Unterhaltung führend. Nur lag immer undeutlicheres Zwielicht über den Gesichtern, und der Zwischenraum zwischen den Häusern dehnte sich immer länger. Dann hörten sie ganz auf, und der Weg stieg am einsamen Gelände empor. Und nun theilte er sich, fast schon in nächtigem Dunkel, nach zwei Richtungen, natürlich ohne jede Andeutung, welche die richtige „nach der Kilch übi“ sei.

Sich noch einmal, vielleicht die Nacht hindurch, zu verlaufen, verspürten die Beine Curtmanns keine Lust. Da blinkte zum Glück etwas seitab an einem dunklen Waldrand ein röthlicher Lichtschimmer und zeigte, daß noch eines der letzten, weitzerstreuten Gehöfte dort lag. Er tappte halb darauf zu, um sich nach dem rechten Weg zu erkundigen, und kam unter ein hohes, schwarzes, weitüberhängendes Dach; aus dem Hintergrunde fiel der matte Schein durch zwei ziemlich breite, doch aus vielen winzigen Scheiben zusammengestückte Fenster heraus. Vorhänge befanden sich nicht daran, und er konnte in eine große, niedrige Stube mit dunkelbraunen Holzwänden hineinsehen. Eine alte Kukuksuhr rief heiser neunmal, und am weißen Tisch neben dem ungeheuren grünen Ofen saß fast selbstver-

ständlich bei der kleinen, trüben Lampe auch ein himmelblaues Festkleid. Nur mit Mühe fand der Hausunkundige einen Zugang, tastete sich über einen lichtlosen Vorraum an die Stubenthür, pochte an und öffnete. Die Sitzende, die in einem alten, abgegriffenen Kalender las, hob mechanisch aufblickend den Kopf; da war es das feine, niedliche Gesichtchen, das gestern Morgen auf dem Wochenmarkt vor ihm gestanden und ihm nachher noch einmal vom Wagen zugenickt hatte. Die Sonne fiel ihr jetzt nicht in die Augen, aber auch so war die Irisfarbe zwischen den Lidern unverkennbar.

Sie schaute ihm bei der dämmerigen Beleuchtung der trüben Lampe etwas verwundert in's Gesicht, doch dann zerging rasch die Ungewißheit in ihrer Miene, und sie streckte ihm die kleine, braune Hand wie einem alten Bekannten treuherzig zum Willkomm entgegen. Es überraschte sie gar nicht, daß er es war und dastand, aber sie freute sich sichtlich darüber und sagte: „Grüß Gott“ und dahinter noch einmal: „Gute Obed, Herr“, wohl in der Mundart ihres Dorfes, doch gut verständlich und mit hübschem, hellem Klang. Er dagegen war noch voll erstaunt, sie so plötzlich wieder vor sich zu sehen, und antwortete unwillkürlich: „Grüß Gott, Ketterl — bist Du's denn wirklich?“ Daß er ihren Namen wußte, nahm sie auch nicht Wunder,

aber es freute sie wieder, und sie lachte: „Ja, wer sollt' i dann just si, wann i's net wär'?"

Wie komisch sie wieder dastand in der großen braunen Stube, unförmig, blau aus dem Fußboden aufwachsend; nur das niedliche Köpfchen steckte jetzt ohne die goldbestickte Haube barhäuptig zwischen den hohen Achselpolstern. Sie frug mit keinem Wort, wie er des Wegs komme und wozu er da sei, sondern sagte nur: „Will der Herr net niedersitze?" und sie schlug hurtig mit der grünen Schürze über die breite Ofenbank, obwohl diese so blink und blank war, daß kein Stäubchen drauf lag.

Wollte er sich denn setzen, oder was wollte er überhaupt! Er mußte sich besinnen, warum er in's Haus hier eingetreten sei? Da ging im Hintergrund eine niedrige Thür auf und es schob sich etwas Langes, Rothbewestetes und dunkelblau Berocktes herein, ein halbgrauhaariger Mann mit kräftiger Nase im Gesicht und kurzer Pfeife im Mund. Es war der Vater des Mädchens und Besitzer des Hofs, ein breitwüchsiger Bauer, dem Behäbigkeit und Seelenruhe in jedem Zug der Physiognomie eingeschrieben stand. Auch ihm erregte die späte Anwesenheit des Fremden keinen Augenblick der Ueberraschung. Er hielt ihm die derbe Handschaufel hin: „Gute Obed, Herre. Woaußi?"

Nun sprach Curtman, daß er Nachfrage um den Weg halten gewollt, und wie's der Zufall gefügt, daß er das Mädchen und ihren Vater gestern schon auf dem Markt in der Stadt gesehen und auch von ihr wieder erkannt worden sei. Der Bauer wiegte den Kopf: „So? So? jo, 's isch bigoscht bi der Nacht. Jo, 's Ketterl hat Doge as wie a Katz. Jo, 's isch no wit übi zum „Rappen“ bi der Kilch, dös findt der Herr nöt. Schaugn's, spiset 'S zu Nacht, und wann 'S bi us schlofe wölle, cha's a si. Spring', Ketterl, richt' au für d' Herrn.“

Es war eine Einladung zur Mahlzeit und Nachtrast wie etwas ganz Selbstverständliches, ohne irgend welche weitere Umfrage und Bedachtnahme, da es dem Bauern auf der Hand lag, daß der ortsfremde Wanderer den Weg im Dunkel durch den Bergwald hinüber nach dem Wirthshaus „zum Raben“ nicht finden könne. Den jungen, des Landes und der Sitten im Gebirg unkundigen Studenten machte wohl einen Moment das völlig unerwartete, wortkurze gastliche Angebot stutzig und er wußte sich demselben gegenüber nicht recht zu behaben. Doch er merkte bald, daß es am besten sei, die dargebotene nächtliche Unterkunft ebenso selbstverständlich anzunehmen und sich ohne städtische Dankcomplimente einfach an den Tisch zu setzen. Der Bauer

erwartete es offenbar nicht anders, und so that er danach, legte seine Tasche ab und streckte die ermüdeten Füße mit einem Gefühl des Wohlbehagens vor sich hin. Das Ketterl war schon „gesprungen“ und kam mit einem groben, aber sehr weißen Linnentuch zurück, das sie vor dem Gast über die Hälfte des Tisches breitete. Dann brachte sie einen derben Brotlaib, Butter und Bauernschinken und um ein paar Minuten später, in denen man nebenan das Knistern von brennendem Holzreisig vernahm, frischgesottene Eier. Die Hausbewohner hatten natürlich schon lange zu Nacht gegessen, und das Aufgetischte war für den Gast allein bestimmt, der jetzt seinen reichlich angesammelten Hunger empfand und sich die einfache, doch überaus appetitliche Kost vortrefflich schmecken ließ. Außer den Dreien befand sich Niemand im Hause; die beiden Knechte und Mägde waren noch zu einer Pfingstabendschwatzstunde nach den nachbarlichen Gehöften gewandert. Der Bauer saß, unbekümmert seinen beizenden Tabaksrauch über die Speisen wegdampfend, kraute sich zuweilen am Kopf und äußerte hin und wieder langsam und breittönig einen Satz. „Jo, uf der Pfingstreis. Do komme's us der Stadt ze us ufi un finne's selli hüebsch bi us. I cha's net dri finne.“

„Jo, welli, Vatter, hüebsch isch bi us,“ meinte 's Ketterl.

„Ha, na, guet isch, awer hüebsch nöt.“ Auch Curtmann zündete sich nach beendigter Mahlzeit eine Cigarre an und fühlte sich schon an Leib und Seele wohl, doch wie in einer fremden, halb märchenhaften Welt. Nicht das allein war sie, unfraglich lag für seinen jungen empfänglichen Sinn etwas Poetisches darin. Das Mädchen saß ihm in dem närrischen blauen Kleid gegenüber und hielt, nicht grad feinen Anstands-regeln gemäß, die beiden Ellenbogen zumeist auf den Tisch und den Kopf in die Handflächen gestützt. Aber ihr Gesichtchen hob sich so zierlich gegen die dunkle Holzwand, einer der langen, braunglänzenden Zöpfe fiel ihr nach vorn über die Schulter, und ihre Augen leuchteten so eigenartig, wie Erwin Curtmann es noch kaum in einem Menschenantlitz gesehen. Bis auf ihre verkünstelt-verschrobene Tracht war alles Natur an ihr, ihre Miene strahlte von Fröhlichkeit über den uner-warteten Besuch, sie blickte dem Gast immer grad' in's Gesicht, auf jedes seiner Worte achtsam, neu-gierig-vergnügt, vertraulich und schelmisch, und machte nicht das geringste Hehl daraus, daß er ihr gar wohl gefalle. Ab und zu schnarrte der heisere Kukuk von der Wand her, dazwischen ging ein Gespräch, Frage und Antwort, herüber und hinüber, oft mit beträcht-lichen Pausen, aber auch selbstverständlich so, nach Art

und Brauch. Doch Curtmann erfuhr, daß sein Wirth schon seit Langem Wittwer sei, Cyriak Hablützel heiße und der „Höchstbauer“ genannt werde, weil sein Hof am weitesten an die Berglehne hinaufgeschoben liege. Die Käte war sein einziges Kind und führte die Hauswirthschaft; sie verstand sich trotz ihrer Jugend gut darauf, denn sie war von Kindsbeinen auf d'ran gewöhnt und hatte einen Sommer lang in einem „feinen“ Gasthof „für die Stadtherrn“ drüben im Gebirg das Kochen gelernt. Aber blos „zum Plaisir und für die Manier“, denn sie hatt's „bigott“ nicht nothwendig, in einen Herrschaftsdienst zu gehen; doch ihre verständlichere Sprache erklärte sich aus diesem bildenden Aufenthalt in der „Fremde“.

Curtmann erzählte dagegen Allerlei aus seiner norddeutschen Heimath, von der großen Hafenstadt, den Schiffen und dem Meere, und das Ketterl hörte mit großen Augen zu. „I hoa emal a Bildertafel g'schaut,“ nickte sie, „druf isch so gsi.“

„Jo, jo, d' Welt isch bigott wit un isch Alles ditsches Land, jo, jo,“ nickte auch Cyriak Hablützel. Er stand auf und klopfte seinen Pfeifenkopf aus. „Schlofet's geruhsam bi'm Höchstbauer. Wis'm Herrn sie Stueb, Ketterl, wann er ufi ga will.“ Und ohne sich um das Verbleiben seines Gastes weiter zu be=

kümmern, ging der Bauer zur Thür hinaus und zur Nachtruhe in seine Kammer.

Curtmann fühlte sich nach dem langen Wandertage jetzt ebenfalls ermüdet und gab durch Aufstehen ein Zeichen, daß er dem Beispiel seines Wirthes zu folgen wünsche. Dem Ketterl that dies nach ihrem Gesichtsausdruck leid, sie hätt' augenscheinlich gern noch eine Weile fortgesessen und ihm zugehört. Doch er bat — und zwar anders als er bisher mit ihr gesprochen, denn das Mädchen kam ihm hier auf dem Hof doch anders als in der Stadt vor: „Wenn Sie ein Licht für mich haben, Jungfer Käte, so möcht' ich auch zum Schlafen gehn."

Die achtungsvollere Ansprache war ihr indeß ersichtlich keineswegs lieb und beeinträchtigte den Frohsinn ihrer Miene. Sie sah ihn treuherzig, halb vorwurfsvoll an und versetzte: „Hab' i Ihne denn ebbes net z'recht gemacht, doß 'S mi nimme sage as in d'r Stadt inne. Käte hoaß i net, un a Jungfer bin i a net."

Das letzte klang komisch und allerliebst zugleich, denn sie lehnte die ihr zugewandte Anrede damit ab, ohne eine Ahnung zu haben, daß ihre Verneinung noch einen andern Sinn enthalten könne. Nun nahm sie einen alten Blechleuchter vom Sims, zündete eine Unschlittkerze drin an und schritt stumm dem Gast vor-

auf durch die Thür, dann eine steile Holztreppe empor, die in einen großen Raum ausmündete. Ueberrascht sah Curtmann bei der unsicheren Beleuchtung die weite Ausdehnung des Gebäudes, wohl ein halbes Dutzend von Thüren ging auf den Vorplatz hinaus. Eine derselben öffnete das Mädchen und führte ihn in eine geräumige, niedrige, sehr einfach, doch überaus sauber eingerichtete Schlafstube. An der Längswand stand ein Bett von tadelloser Frische, kleine, schneehelle Vorhängchen faßten die Fenster ein, der Fußboden war weiß wie eine eben aus der Schreinerwerkstatt kommende Ahornplatte. Käte Hablützel stellte den Leuchter aus der Hand und sagte mit halb verhaltener Stimme: „Guet Nacht!“ die Bekümmerniß von vorher lag noch in ihrer Miene. Doch der junge Student antwortete jetzt: „Gut Nacht, Ketterl, wenn Du's so lieber willst; schlaf' wohl,“ und er streckte die Hand, faßte einen von ihren dicken Zöpfen und zupfte sie leicht daran. Da verschwand rasch der Schattenwurf von ihrer Stirn, sie lachte vergnügt, daß die kleinen Zähne ihr durch die Lippen schimmerten, griff nach seiner Hand, drückte sie herzhaft und erwiederte: „Schlofet's geruhsam, Herr.“ Dann wandte sie sich zur Thür, sah noch einmal zurück, nickte zutraulich und ging.

Erwin Curtmann blickte ihr nach; es war selt-

sam, wie der Höchstbauer das hübsche Mädchen so allein in der Nacht einen wildfremden Herrn hierher auf's Zimmer bringen ließ. Aber auch das erschien vollkommen selbstverständlich; man mußte sich aller städtischen Anschauungen hier entwöhnen. Ihn fröstelte jetzt; so heiß der Tag gewesen, so nachtkühl war es in der Stube des Gebirgshauses. Schnell kleidete er sich aus und zog das schwere Federdeckbett als eine Wohlthat über sich. Er hörte noch die heimkommenden Knechte und Mägde die Stufen herauftrappen und bald nachher einen leichten, behenden Fußtritt. Das mußte das Ketterl sein, das auch nach seiner Schlafkammer ging. Dann wollte er noch darüber denken, wie sonderbar es sei, daß er hier liege — und daß seine Phantasie sich eigentlich den Tag hindurch im Stillen nebelhaft etwas Derartiges vorgestellt gehabt. Doch Augen und Kopf versagten ihm, und er fiel in tiefen, langen Schlaf.

* * *

Sein Zimmer lag nach Osten, und als er am andern Morgen aufwachte, malte die Sonne ihm goldene Streifen und Kreise auf das Deckbett. Er sah die weißgetünchten Wände an, den glattgehobelten gelben Föhrenholzboden über sich und wußte in den ersten

Augenblicken nicht, wo er sei. Dann kam's ihm und brachte die Erinnerung an Alles vom Tage vorher mit. Wohlig ausgestreckt, ließ er die Bilder desselben an sich vorübergehen, als letztes stand Käte Hablützel, das Ketterl, ihm Gutnacht wünschend und zunickend freundlich dort auf dem Fußboden vor seinen Augen da.

Ihr Wunsch war wirksam gewesen, er hatte vorzüglich geschlafen, fühlte sich so klar im Kopf und heiter im Herzen, wie kaum je. Es gab offenbar nichts Zuträglicheres für Leib und Seele, als diese hohe, reine Bergluft.

Welche einfache, menschliche Natürlichkeit, die ihn hier für die Nacht als Gast aufgenommen. Solche Art war drunten in der Welt ausgestorben, hatte sich nur hier oben als als ein Ueberrest beinah sagenhafter Vorzeit erhalten.

Und das Ketterl, das kleine, närrische Ding! Wie kam's dazu, sich über seine Ankunft zu freuen, als wären sie alte Bekannte, ihm an den Augen abzusehen, was er wünschen könnte? Er verstand's nicht. Wie ein zutraulich schnurrendes Kätzchen war's um ihn herum, und wie ein Hündchen hatte es traurige Augen gemacht, als es gemeint, er sei nicht mit ihm zufrieden.

Er dachte nach. Hatte das Mädchen sich auf dem Markt in der kurzen Minute in ihn vergafft?

Doch er mußte lachen. Das Kind! Denn das war sie dennoch, nichts weiter. Wie er sie sich lebhaft vergegenwärtigte, kam's ihm deutlich. Keine „Jungfer“, sondern ein groß gewachsenes Kind; die kleinen Hände besagten es auch. Das guckte noch niemanden aus andern Gründen an, als aus Neugier und Spaßlust. Es war wieder wie ein junges Hündchen, das einen Spiel- und Geselligkeitstrieb in sich trug. Damit suchte es umher, und Jugend hegte vor Jugend keine Scheu, wie die blaue Iris auf dem Markt sich vor ihr nicht gefürchtet.

Aber es lag ein poetischer Reiz in dem Kinde, und Erwin Curtmann wußte jetzt genau, daß dieser es gewesen, der ihm den Gedanken einer Pfingstwanderung ins Gebirg eingegeben, in der unbestimmten Hoffnung, sie vielleicht irgendwo anzutreffen. Das Köpfchen über dem blauen Kleid hatte es ihm heimlich angethan gehabt, den fremden Boden zu sehen, aus dem es aufgewachsen.

Nun war dies wirklich und merkwürdig in Erfüllung gegangen, fast noch, als ob er's nur geträumt. Aber die Stube um ihn sagte, es sei zweifellos, wenn er aufstehe und die Treppe hinuntergehe, finde er Alles in Wirklichkeit vor.

Er blieb indeß noch eine Weile liegen und sah

über sich hinauf. Die Sonne zeichnete oben an der Decke allerhand feine Goldnetzchen, beinahe wie Buchstaben irgend einer orientalischen Schrift, und ebenso wob er allerhand Gedanken in die flimmernden Runen hinein und ließ sie sich vor dem Blick rinnen und gaukeln. Und dann stand auf einmal etwas deutlich Lesbares an der Decke über ihm, er sprang hurtig auf, kleidete sich an und ging hinunter.

Es war nicht weit mehr bis zum längsten Tag des Jahres und trotz der Sonne noch morgenfrüh, so daß der Bauer und seine Tochter mit den Knechten und Mägden noch erst bei'm Frühimbiß saßen. Niemand sprach; aus Näpfen löffelten sie eine graubräunliche Brühe ein, nur wie der Hausgast eintrat, sagten alle aus einem Mund: „Guete Morge.“

Das Ketterl allein sprang auf, ihm entgegen, hielt ihm die Hand hin und sagte fröhlich: „'s schaut Ihne us'm G'sicht, daß 'S guet g'schlafe hent. Un denken au, 's hat mer von Ihne g'träumt.“ Damit lief sie in die Küche und kam mit einer großen Tasse zurück, auf der in einem grünen Kranz mit blauer Farbe „Aus Freundschaft“ eingemalt stand; offenbar hatte sie das Prunkgeräth sorglich für den Gast ausgewählt. Und ebenso augenscheinlich befand sich ein für ihn besonders zubereiteter Trunk von dunklerer Färbung

darin. Was es sei, ließ der Geschmack freilich nicht erkennen, nur bösartig war's, etwas wie ein Gemisch von Cichorie, gerösteten Eicheln und Milch, das einen schwarzen Niederschlag am Grund bildete. Aber Curtmann trank es herzhaft hinunter, und das Mädchen sah freudig zu, daß es ihm schmeckte.

Er verstand jetzt erst, weshalb er sie gestern Abend bekümmert habe. Alle, die Knechte ebenso wie die Mägde, sprachen sie mit „Du" an, nur alten Leuten gegenüber war eine Anrede mit „Ihr" herkömmlich, und einzig bei „Stadtherren" brauchte man das „Sie". Daß er das Ketterl so benannt, hatte ihr nicht allein fremd und steif, sondern auch frostig und wie absichtlich kränkend im Ohr geklungen, als wolle er ihr, zur Strafe für etwas, Unfreundliches damit anthun. Die Welt hier oben im Gebirg' besaß auch ihre Wissenschaft an „Hof"-etiquette und Ceremonie, die man erst erlernen mußte.

Die Knechte und Mägde verließen jetzt die Stube — nicht zur Arbeit, denn es war noch zweiter Feiertag, sondern um abermals einen Pfingstschlendergang durch die weitzerstreuten Höfe anzutreten — und Erwin Curtmann drehte sich, nachdem er das Frühstück zu sich genommen, plötzlich gegen seinen stumm mit der Sonntagspfeife beschäftigten Wirth und sprach das Gedankenergebniß aus, zu dem er unter Beihülfe der Sonne

vor dem Verlassen des Bettes gelangt war. Ein wenig ungewiß kam's ihm vom Mund, daß er den Wunsch gehabt, einige Tage irgendwo auf der Höhe zu bleiben, um von dort in der Nachbarschaft herumzustreifen — und nirgend könne bessere Luft sein, als hier, und schöner auch nicht — vor Allem sei er einmal da und es gefalle ihm sicher nichts mehr so gut, und — der Sprecher fühlte, daß er hier über den schwierigsten und absonderlichsten Punkt wegzukommen suchen mußte — es würde ihm eine große Freude sein, wenn er seine Aufnahme so lang' im Haus mit Etwas, das dem Bauer recht gefalle, vergelten könne —

Der junge Student befand sich über die muthmaßliche Aufnahme seines Wunsches nicht recht im Klaren, und auch das Gesicht Ketterls drückte gleiche Unkenntniß nach dieser Richtung aus. Etwas Derartiges hatte sich fraglos noch nie auf dem Hof zugetragen, und überrascht, mit verhaltenem Athem, schaute sie erwartungsvoll auf den Vater. Cyriak Hablützels Miene veränderte sich dagegen nicht um Haaresbreite, er hob nur den Kopf etwas und antwortete: „So? So? Do bliwe möchtet S'. Jo, 's isch bigott a g'sunde Luft. Schaug'n's, dös muaß d' Herre mit'm Ketterl verred'n, dös im Hus isch sei' Sach. Mi fallt's nöt z'wider, awer's Mädle — i soag nüt.“

Der Höchstbauer stand von der Bank auf und schlürfte gleichmüthig aus der Thür, Curtmann drehte sich gegen das allein mit ihm zurückgebliebene Mädchen herum: „Ja, Ketterl — wenn Du die Fürstin hier bist und im Haus zu sagen hast — da sag' mir's auch, soll ich dableiben oder gehn?"

Ihr achtsam aufmerksames Ohr hatte sich schon so an seinen fremden Sprachklang gewöhnt, daß sie nicht mehr wie auf dem Markt über die Hälfte seiner Worte nicht begriff, sondern sie verstand Alles und erwiederte rasch: „I bi gar kei Fürschtin" — und sie lachte und seufzte ganz leis in Einem dazu, als hätt' sie nichts dawider, es zu sein — „aber wann i's sein thät, thät i b'fehle, daß 's Ketterl All's thun müßt, was der Herr von'm heische thät, wann's Ketterl 'm Herrn b'fehle därft, daß er do blieb."

An der Antwort war Alles so niedlich und natürlich anmuthig, der Ton, der Sinn, die kindliche und doch auch sich klug ausdrückende Form und nicht am wenigsten das glückliche, mit hellen Augen bejahend dreinnickende Gesicht, daß Erwin Curtmann ihre Hand ergriff und freudig sagte: „Da hab' vorweg schönen Dank, Ketterl, ich denke, wir werden uns schon ein paar Tage miteinander vertragen."

Sie lachte: „Ja, worum sollte mer's dann net?"

Ihr Vater kam aus dem Nebenraum zurück, hatte den Festtagshut auf dem Kopf und fragte, ohne sich nach dem Ausgang der Verhandlung zwischen seiner Tochter und dem Gast zu erkundigen, ob dieser einen Morgengang in's Feld mitmachen wolle. Der Aufgeforderte war gern dazu bereit, und sie traten zusammen in den köstlichen Sommertag hinaus.

Curtmann hatte bei der spätabendlichen Ankunft kaum mehr etwas Anderes als einen schwarzen Schattenriß über dem ihn heranziehenden Lichtschein gewahrt und sah jetzt erst den stattlichen Bau und Umfang des Gehöfts. Das mächtige, mit silbergrauen Schindeln bedeckte Dach wölbte sich vorn weit über die zahlreichen grünen Fensterstöcke des oberen Wohngeschosses, nach rückwärts dagegen grub es sich in den Rasenboden der Berglehne hinein, an der das Haus stand; so führte eine ebenerdige Zufahrt von hinten durch ein großes Scheunenthor in den Heuraum, welchen man von der Vorderseite erst vermittelst des Anstiegs zweier Treppen erreichte. Das ganze Gebäude war tadellos gehalten, ohne das geringste „Unthätle“; über dem Vorgiebel prangte die buntbeflitterte Pfingstkrone. Festlich sauber gekehrt lag der Hofraum nebenan, selbst die Aufstaffelung des Düngers besaß eine gewisse feiertägige Architektur, und die Federkleider vielfältig durcheinander wimmelnder

Hühner und Haustauben erschienen wie frisch aus der Wäsche gekommen. Ein Rundblick ließ die Berechtigung des Namens „Höchstbauer“ erkennen. Der Hof schaute weit über die gesammte Thalmulde der Hochebene mit ihren übrigen Wohnstätten hinweg, Felder und Wiesen auf sanft geneigten Hängen zogen sich vom Gehöft abwärts; über diesem aber gipfelten mäßig ansteigende, kahle Steinmatten, oft von großem grauen Felsgeblöck durchsetzt, dann kam erst eben frisch grünender Laubbusch und als letzte hohe Krone darüber dunkler Tannenwald. Die ganze Landschaft umher war einfach, allein wohin man blickte, zog sie das Auge und den Fuß mit geheimem Anreiz in ihre Stille, zu den sonnigen Gesteinhalden und reglosen Waldrändern hinan. Wie der junge Student mit Cyriak Hablützel durch die Aecker des letzteren hinwanderte, klang über Allem kein Laut als Lerchengetriller und das Wettkrähen zweier Hähne auf weit auseinander belegenen Höfen. Schrill und siegesgewiß schmetterte der nähere jedesmal seinen Ruf hinaus und hob triumphirend, den letzten Schrei zu behalten, den flammend rothbekammten Kopf. Aber jedesmal kam's dennoch wieder unendlich weit her, wie ein in der Sonnenluft zerrinnendes Echo, zurück, daß Menschengehör es oft kaum vernahm. Das Ohr des herausgeforderten Rivalen jedoch hatte nichts Anderes

zu thun, als auf das Verstummen oder Entgegnen in der unbekannten Ferne hinüberzuhorchen, und er schleuderte aus dick aufgekollertem Hals wieder lautes Zeugniß seiner unermüdlichen Hahnesehre in den Pfingstmontag hinein.

Ganz anders klang das hier oben, als ein Hahnschrei vom dumpfen Hofraum eines Stadthauses, und ganz anders erschien auch der Bauer hier oben, als am Markttag drunten in den Straßen. Aeußerlich bot er wohl in Allem die gleiche Erscheinung, aber er ging hier auf seinem Besitzthum, seiner Heimathsscholle, und war ein lebendiges Stück von ihr; derb, grobfaserig und mundkarg wie sie, doch auch sicher, ausdauernd und gesund wie sie. Langsam breitspurig hinwandernd, zeigte der Höchstbauer seinem Gast mit der Pfeifenspitze, was ihm eigen gehörte. Und seine Bewegungen paßten in diesen Rahmen; nach den Begriffen eines Tanzmeisters gewiß immer noch plump, lächerlich, horrible, waren sie hier doch die eines königlichen Tölpels und philosophischen Rüpels. So war er, ging und stand er auf seinem ererbten Grund. Und er konnte sich's leisten, zu sein, wie er war und wie seine Vorväter gewesen. Wer ihn nicht so wollte, der blieb weg. Das focht ihn gewiß nicht an; auch das konnt' er sich leisten.

Erwin Curtmann war besonders über die Ausdehnung des zum Hof gehörigen Grund und Bodens erstaunt, wenn der letztere allerdings zu großen Theilen auch aus unfruchtbaren, steinigen Matten bestand. Unwillkürlich sagte er bei der Heimkehr von ihrem Morgenumgang, daß der Name Hablützel eigentlich nicht auf den Höchstbauern passe. Dieser verstand's nicht, warum, und fragte; der junge Student erwiederte, Hablützel sei ein altes deutsches Wort und bedeute Einen, der „wenig habe". Da lachte der Bauer zum ersten Mal kurz mit einem trockenen Kehlton: „Jo jo, 's isch scho ebbes für'sch Ketterl, wann's emol an Bub'n heirath', der koan Lump isch."

Nun war der Werktag wieder auf die Pfingstfeiertage gefolgt, und Erwin Curtmann hatte sich in dem Aufenthaltsort, der ihm so unerwartet zu einer Station geworden, eingewöhnt. Eigentlich war's nur die Zungengewöhnung an die Bauernkost gewesen, die etwas Ueberwindung von ihm verlangt, doch er hatte seinem verfeinerten Geschmack nicht lange Einwendungen nach dieser Richtung vergönnt. Die hohe Luft und das Herumschweifen tagüber in ihr machten hungrig, das im Haus selbstgebackene Brot war kräftig, die Butter und Milch frisch und duftig-aromatischer als drunten in der Stadt. Davon ließ sich zur Genüge

und sogar vortrefflich leben; die Entbehrung des sonstigen mittäglichen Weines und abendlichen Bieres in der Kneipe hielt im Gegentheil den Kopf freier und alle Sinne genußfähiger. Außerdem war's spaßhaft und in Bezug auf Volksart und Brauch mannigfach lehr= reich=interessant, mit den Bauern, den Knechten und Mägden bei der frühen Mittagsmahlzeit um die runde, gewaltige, dampfende Schüssel zu sitzen, aus der ihm das Ketterl stets den besten Knödel, Speckstücke und sonstige Zuthatbrocken vorweg, ehe die Anderen drein= langten, auf den Teller herausfischte. Darin bestand seine einzige Bevorzugung, sonst bekümmerte sich Nie= mand um das Treiben und Thun des Gastes, ging Jeder vom Sonnenaufgang bis zum Untergang gleich= mäßig seiner Wege und seiner Arbeit nach. Das Mädchen allein zeigte sich jederzeit, wenn es Muße besaß, beflissen, etwaigen Wünschen von ihm zu Dienst zu stehen, und sie konnte dies zumeist; die Hauswirth= schaft in Küche und Vorrathskammer nahm ihre Mühe= waltung nicht übermäßig in Anspruch. Wenn das Mittagessen vorüber war, hatte sie viele Stunden lang nichts mehr zu „schaffen“, Zeit und nicht minder Be= reitwilligkeit und Lust, den Hausgenossen nach allen Punkten der Umgegend, wohin er Verlangen trug, zu begleiten und auf den oft für einen Fremden kaum

auffindbaren Wegen zu führen. Ihr Wesen und Benehmen legte dabei keinen leisesten Anhauch von Scheu vor dem städtischen Herrn an den Tag, sie behandelte ihn vollständig wie einen Gefährten, einen Freund, einen Gespielen, nur daß sie ihn nicht „Du“, sondern „Sie“ nannte und ihn stets mit „Herr“ anredete. Aber das war nur eine Form, weil sie irgend eine Ansprache für ihn haben mußte, und kam ihr nicht anders vom Mund, wie wenn sie ihn mit seinem Namen oder Vornamen gerufen hätte. Wenigstens lag keinerlei Ehrerbietung darin, die besaß Jugend vor Jugend auch nicht. Und sie war ein großes Kind, wie nur eines sein konnte, fröhlich, zuthunlich, neugierig, neckisch und schalkisch. Gelernt hatte sie nicht viel, kaum etwas über das Lesen, Schreiben und Rechnen der Dorfschule hinaus, aber sie wußte gar Mancherlei, was ihr von Kindheit auf um sie herum in Feld und Wald, Hof und Haus in offene Augen und Ohren hineingegangen, und worüber sie sich dann in ihrem eigenen Kopf allerhand zurecht gedacht hatte. So war's wohl manchmal recht komisch, doch nie langweilig, sie ihre Meinung über etwas sagen zu hören. Nichts paßte weniger auf sie, als Einfältigkeit und Stumpfsinn; ihr liefen immer Gedanken herum und sie traf nicht selten mit einem einfachen Wort den Nagel auf

den Kopf. Sie sah und hörte und kannte Alles aus ihrem Lebenskreise, Blatt und Blume, Vogel und Insekt, nur besaß sie keine oder sonderbar kinderhafte Namen dafür. Ihr fehlte alle Bildung, doch Sinn und Gemüth des kleinen Dinges enthielten, wie das Köpfchen, eine poetische Mitgift der Natur, und nicht minder ihre helle Stimme und ihr Lachen. Nur die Tracht legte sich über dies Alles ungefähr wie der dicke, dunstige Rauchqualm eines Fabrikschlotes vor den Sonnenblick eines Frühlingstages. Sie hatte jetzt das Festgewand abgethan und ging in einem eselsgrauen Werktagskleide, aber, wenn es möglich war, ließ dieses noch weniger Menschliches vom Hals bis zu den Füßen an ihr übrig, als das himmelblaue Prunkcostüm.

Dennoch machte die unförmliche Last von Kleidungsstücken das Mädchen keineswegs, wie der erste Anblick muthmaßen ließ, körperlich schwerfällig und ungeschickt; sie kletterte nicht nur mit ihrem Begleiter um die Wette in Gestein und Geklüft, sondern streckte ihm manchmal an einer besonders schwierigen, doch ihr altvertrauten Stelle die Hand zum Anhalt hin und half ihm mit Rath und That über die Fährlichkeit weg. Man sah ihr an, daß sie es gern that und einen Kinderstolz darüber fühlte, ihm Beistand leisten zu können; zu-

weilen, wenn er einen weißquirlenden Wasserlauf bis zu schmalerem Punkt umgehen wollte, raffte sie hurtig ihre Röcke um die Beine mit der Hand zusammen, sprang behend wie eine Ziege über das Felsgezack, stand ohne zu gleiten festgewurzelt drüben auf ihren Füßen und lachte ihn an, daß er sich seines bedachtsamen Zauderns schämte und mit raschem Satz ihr nachsprang. Dann war sie ihm schon wieder vorauf, unbegreiflich schnell an einem jähen Abhang emporklimmend; ihm verging der Athem und er konnte ihr nicht folgen. „Bleib', daß ich mitkomme!" rief er keuchend, aber sie blickte ihn nur kurz mit den Irisaugen schelmisch an, und sein Ruf spornte sie zu noch größerer Geschwindigkeit an; das Kind war offenbar leicht wie ein Vogel, und das steilste Klettern machte ihr nicht die geringste Beschwerde. Er streckte einmal bei solchem Anlaß die Hand weit über sich vor und erhaschte einen ihrer langen Zöpfe, um sie daran festzuhalten. Aber ein Schreck fuhr ihm durch die Glieder, denn sie verlor den Halt dadurch, glitt und fiel rückwärtsüber gegen ihn, so daß er sie nur noch eben mit den Armen aufzufangen vermochte. Oder aufzufangen meinte, denn von dem Kopf, der an seiner Brust lag, kam plötzlich ein helles Lachen. Der Schalk hatte ihm nur einen Schreck einjagen wollen, sich fallen lassen

und sprang schon wieder, vergnügt über das gelungene Possenspiel, so sicher wie immer vorwärts. Aber die Sache hatte ihr köstlichen Spaß gemacht, sie drehte sich öfter an ähnlichen Stellen um und sprach neckisch zurück: „Net an die Zöpf fasse, sust falle mer beid.“ Das reizte ihn, es dennoch zu thun, und sollt's wohl auch, und dann fiel sie jedesmal geschickt wieder zurück und klammerte, als ob sie stürze, die Hände um ihn. Nur war kein Schreck mehr dabei, sondern der Heiterkeit über das lustige Spiel bei ihr kein Ende. So klommen sie miteinander zu allen Bergspitzen der weiten Umgegend hinan, legten sich droben bei Sonne und Wind in's gelbe Pfriemgras und schauten schwatzend oder schweigend in die unabsehbaren Fernen, und Niemand bekümmerte sich darum, wo sie wanderten und weilten, wenn Ketterl nur zeitig genug heimkam, um für das Haus die Abendsuppe zu richten.

Ab und zu brachten es die Umstände auch mit sich, daß er durch seine Kleidung dem Mädchen gegenüber einen Vortheil besaß und seinerseits ihr zur Hülfe kommen konnte, hauptsächlich wenn es einen dichten Busch oder scharfes Gestrüpp zu durchbrechen galt. Dann war er voran und erweiterte den Durchgang für den schwerfälligen Umfang ihrer Röcke, gab aber gleichfalls nicht minder sorglich Acht, daß keine zurück-

schnellende Gerte ihr ins Gesicht klatsche oder ihr Haar am Gerank hängen bleibe. Sie war sein Kamerad, trotz aller Unterschiede zwischen ihnen, eigentlich ein Kamerad, wie er noch nie einen solchen im Leben gehabt hatte. Und zugleich, wie Jugend gern Sorge für etwas auf sich nimmt, hegte er ein Gefühl für sie, wie für ein ihm anvertrautes Kind, das ihm zu behüten und stets ungefährdet wieder heimzubringen obliege. So stützten und schützten sie sich wechselseitig bei ihrem Umherklettern und gingen oft geraume Weile, sich lustig an den Armen schlenkernd, Hand in Hand, und die Augen des Ketterl leuchteten immer von Frohsinn und Glück. Sie hatte nie Freundschaft mit irgend einem anderen Mädchen ihres Heimathortes gehabt und schloß sich zum ersten Mal mit der ganzen Natürlichkeit und Freudigkeit einer voll zutraulichen Seele an ein junges Menschengeschöpf an, das ihr schon beim ersten Anblick auf dem Stadtmarkt ein anhängliches Gefühl wachgerufen. Darin lag die Antwort auf die Frage, die er sich beim Erwachen am ersten Morgen gestellt, warum das kleine Ding so an ihm, dem Wildfremden, hänge. Sie dachte gar nicht daran, daß er nicht ihres Geschlechts und ein „Herr“ sei; er war ihr wie eine Freundin, etwas, das sie zum ersten Mal durch ihn kennen gelernt. Und hing er doch ähnlich

an ihr, denn ein warmes, herzliches und beglückendes Gefühl schuf unwillkürlich das andere.

Immer freilich konnte er sie nicht vor kleinem Ungemach bewahren. Es war am Mittwoch nach dem Pfingstsonntag, daß sie sich zu einem bisher noch nicht besuchten, schwer zugänglichen Hochkopf hinaufgearbeitet; Dickicht und Dornwerk hatten zuletzt ziemlich lang das Vorwärtskommen behindert. Doch nun lagen sie auf der freien Höhe, der Wind strich lind und summend um sie, die Sonne fing bereits an, allmählich schräge Strahlen zu werfen. Sie blitzte ihre röthlichen Goldfunken durch das aufgesponnene Scheitel- und Schläfenhaar des Mädchens, so einsam und lautlos war's, nur ein kreisender Bussard that ab und zu einen verhallenden Schrei aus hoher, blauer Luft, und nur die helltönig „schwätzende" Stimme Ketterl's klang drein. Doch auch sie war wortkarger als sonst, ihre Augen blickten abendlich groß über dem verstummenden Munde in die träumerische Weite. Erwin Curtmann kam's, daß er sagte: „Es klingt mir gar nimmer gut, Ketterl, und hier oben erst recht nicht, daß Du mich nicht ebenso heißt, wie ich Dich. Wir sind doch zwei gleiche Menschengeschöpfe und jedes dem andern gut Freund: in der Stadt mag's nicht sein, aber hier nennst Du Alles sonst „Du" und sollst zu mir auch nicht mehr

„Sie“ und „Herr“ sagen. Mir ist's allemal im Ohr dabei, als hätt'st Du mich nicht gern.“

Sie sah ihn fröhlich an, schüttelte aber halb den Kopf. „Dös cha i net, dös Erscht könnt' i scho.“

„Was kannst Du nicht?“

„A Herr thun's do alleweg blibe, awer wann i Ihne schau', denk' i mi: Du bischt's, und dös könnt' i scho sage.“

„So sag's einmal, Ketterl.“

„Du weisch wohl scho, daß i Di gern hab'. Dös braucht mer net zu rede.“

Wie widerspruchsvoll das große Kind dasaß mit dem poetischen Köpfchen, dem sonndurchspielten Haar, den leuchtenden Falteraugen und der plumpen, wulstigen Larvenhülle, die Alles, was sich darunter barg, als eine lichtscheue Mißbildung vermuthen und erscheinen ließ. Curtmanns Blick haftete mit solcher Empfindung auf den dicken Achselpolstern, da sah er über der Beuge des Ellenbogens etwas Rothes durch den grauen Aermel hervorquellen, einen Blutstropfen, dem ein zweiter nachsickerte. „Was hast denn da, Ketterl?“ fragte er, „Du mußt Dich gestochen haben.“

Sie schaute hinunter und antwortete: „'s isch a Dörnle gsi,“ faßte mit den Fingern danach und zog dran.

„Thut's nicht weh?“ frug er.

„A weng, 's isch abbroche.“

Sie hielt den langen Schlehdorn, dem die offenbar noch in der Haut steckende Spitze fehlte, und die Bänder am Aermel aufschnürend, streifte sie den letzteren hurtig bis über den Ellenbogen zu der Stelle hinauf zurück, wo der kleine schwärzliche Stachel noch saß. Dabei aber geschah vor den Augen des Zuschauers etwas Verwundersames. Freilich im Grunde eigentlich durchaus kein anderes Wunder, als daß eine von ihm gefaßte fälschliche und thörichte Vorstellung plötzlich berichtigt und ihm ihr völligstes Gegentheil unanzweifelhaft ad oculos demonstrirt ward. Denn der weißrosige Arm, der unter dem häßlichen Aermelstoff zum Vorschein kam, war Alles eher als eine Mißbildung; er glänzte vielmehr wie eine frische Frühlingsblüthe aus dem grauen Kleide hervor. Doch ebensowenig war er ein magerknochiger Kinderarm, sondern schön und voll gerundet, genau so, wie er einer jungen blühenden weiblichen Gestalt entsprechen mußte; nur ein klein wenig, doch reizvoll schmächtig, verschmälerte er sich nach oben.

Erwin Curtmann indeß sah stumm darauf nieder, wie auf ein halb unglaubhaftes Naturwunder. Dann sagte er plötzlich: „Warte — Du kannst's nicht allein

— ich thu' Dir die Spitze heraus." Er streckte hastig die Hand vor und drückte behutsam den kleinen Stachelrest aus der Wunde; und es war kein Augentrug, wie er fast gemeint zu haben schien, so weich und lieblich, gleich dem Blick, empfand auch das Gefühl den warmen, weißen Arm. Dann sagte das Ketterl treuherzig: „I dank' au, 's thut scho nimme weh," und sie streifte den eselsgrauen Aermel wieder, wie staubige Spinnweb über eine Apfelblüthe, herunter.

Das Ganze hatte kaum länger als eine Minute gedauert, doch es beharrte gleich einer Phantasmagorie noch vor den Augen des jungen Mannes fort. Ein sonderbares Flimmern und Schimmern vor seinen Wimpern blieb's, darauf er schweigsam hinschaute.

„Worum schwätzst denn nöt meh, Herr?" fragte das Mädchen nach einer Weile.

Er fuhr leicht zusammen, drehte den Kopf gegen sie und versetzte, ihr wie mit einem ungläubigen Ausdruck in's Gesicht blickend:

„Wie alt bist Du denn eigentlich, Ketterl?"

Er hatte noch nie danach gefragt und auch noch kaum drüber gedacht; auf vierzehn bis fünfzehn Jahr etwa mocht' er sie geschätzt haben. Nun nickte sie mit einer gewissen nachdenklichen Ernsthaftigkeit drein:

„I bi scho gar alt, uf kommende Bonifaz werd' i achzehn Johr.“

Achtzehn Jahre — es fiel Erwin Curtmann plötzlich wie ein Gespinst von den Lidern. Da erklärte das Wunder sich freilich auf natürlichem Wege; er sah's jetzt auch — wo hatte er denn bisher seine Vernunft gehabt? Das war ja kein Kind, nur die sinnlose Kleidung verursachte die Täuschung. Wenigstens körperlich war sie's offenbar nicht mehr, sonst allerdings an Kopf und Herz ein achtzehnjähriges großes Kind.

Wie lind und leise der Wind durch die Spätnachmittagsstille daherkam! So traumhaft und weich, wie —

Wie der weiße Arm, der dort unter der farblosen Hülle verschwunden.

Das Ketterl sah nach der niedertauchenden Sonne und sagte jetzt: „'s isch spat, i muaß wohl ham.“

„Ja, komm!“ Curtmann sprang rasch auf; es faßte ihn wunderlich, fast unheimlich auf der einsamen Höhe an. Eilig schritt er abwärts, so schnell, daß ihm diesmal das Mädchen kaum zu folgen vermochte; beinahe schien's, als trachte er, sie hinter sich zurück zu lassen. Aber sie holte ihn doch ein und griff lachend nach seiner Hand.

„Was bisch dann so stolz g'worde? Willsch mi

net mitnehme?" So ging er mit ihr durch den dichten Busch, doch er hielt ihr braunes Händchen lockerer als sonst.

* * *

Zum ersten Mal in der Nacht drauf lag Erwin Curtmann nicht in dem herrlichen festen Landluft- und Hochgebirgsschlaf, aus dem er sonst immer erst von der Morgensonne geweckt worden, sondern er warf sich unruhig umher, fuhr aus Halbträumen in die Höh', sah geraume Zeit über sich in's Dunkel und fiel wieder in ein phantasie-durchgaukeltes Mittelding von Wachen und Schlummer. Dann sprang er früh auf und trieb sich allein umher, den ganzen Vormittag lang. Sein Wesen hatte etwas auch jetzt noch Verträumtes und Unstätes, er wußte nicht, was er dachte und wollte. In seiner Reisetasche führte er ein Skizzenbuch mit sich und nutzte dies heut', um seine Gedanken zu beschäftigen und zu fesseln. Seine Hand bediente sich des Graphitstifts gewandt, und mit ausgesprochener Begabung warf er auf ein Blatt um das andere kleine Terrainstudien, die Wiedergabe eines eigenartigen Hauses, hübsche Busch- und Baumgruppen in leichter, kundiger Weise hin. Auch nach dem Mittagessen verließ er gleich wieder die Stube und setzte die nämliche

Beschäftigung fort. Es geschah zum ersten Mal, daß er das Ketterl nicht aufgefordert, mit ihm auf die Berge zu steigen, und sie sah ihm beim Fortgehen verwundert nach. Doch er wollte durchaus zeichnen, nichts Anderes, und eifrig glitt sein Stift über das Papier. Dann indeß fuhr sein Strich einmal von einem Zucken der Finger seitwärts aus, denn hinter ihm scholl ein leises unterdrücktes Lachen. Das Mädchen war geräuschlos unbemerkt herangekommen, stand schon ein Weilchen hinter seinem Rücken und bog den Kopf ihm halb über die Schultern auf das Blatt. Sie zeigte sich hoch erstaunt über seine Kunstfertigkeit, die vor ihm liegenden Dinge so auf dem Papier wiederzugeben; er sagte mechanisch: „Soll ich von Dir auch ein Bild machen, Ketterl? Setz' Dich dahin!" Das that sie mit großer Freudigkeit, hockte sich an einen Grasrain ihm gegenüber, und er schlug eine Seite seines Buches um. Doch auf einmal ging es ihm mit einem kurzen Ruck durch die Glieder, und halb aufblickend sprach er hastig: „Das Bild sollt' Dein blaues Sonntagskleid anhaben; willst Du's nicht dazu anziehen? Ich wart' derweil."

Er war beim Sprechen an den Schläfen eigenthümlich roth geworden, ihr leuchtete aber sichtlich sein Wunsch außerordentlich ein, sie sprang gleich auf:

„Ei jo, frili! I komm scho!“ und sie lief dem Hause zu.

Er rief ihr nach: „Laß Dir Zeit und mach' Dich recht schön, damit das Bild hübsch wird.“

Dann saß er wieder allein und führte noch ein paar Striche an seiner vorherigen Zeichnung aus, doch plötzlich stand er ebenfalls auf. Er hatte drüben in seiner Tasche noch einen besseren Graphitstift, den wollte er holen, und er eilte auch dem Hause entgegen. Dies lag völlig lautlos verlassen, die Knechte befanden sich an der Feldarbeit, die Mägde waren seitwärts im Viehstall thätig und der Höchstbauer zu einem Nachbarhof hinübergegangen. Hurtig stieg der junge Student die Treppe empor und ging über den stillen Vorplatz; doch in der Eile irrte seine Hand sich und öffnete statt seiner Stubenthür eine andere, weiter am Flurraum entlang belegene. Und zwar mußte es die Thür zur Kammer des Ketterl sein, denn dies selbst befand sich d'rin auf wenig Schritt Entfernung vor ihm.

Allerdings auf den ersten Blick kaum erkennbar. Sie hatte ihr Werkeltagskleid abgelegt und den blauen Sonntagsstaat noch nicht angezogen, sondern stand in einem kurzen, dunkelrothen Flanellröckchen, das um die Taille von einem breiten, miederartigen Gurt gehalten wurde. Aus diesem herauf bauschte sich nur ein schnee-

weißes Hemd über Brust und Achseln in die Höh, ließ indeß ein reizendes Stückchen des Halses, des Nackens und der Schultern unbedeckt, und die beiden glänzenden Blüthenarme sahen völlig bloß aus den kurzen Leinenärmelchen hervor. Das Fenster, klein und niedrig, ging nach Norden, der Vorhang war zugezogen, und ein mattes, leis dämmeriges Licht lag über dem reizenden poetischen Mädchenbild, das auf's Vollkommenste an einen eben aus unförmlich häßlicher Larvenpuppe hervorgeschlüpften weißen Falter erinnerte.

Erwin Curtmann sagte leicht stotternd, daß er sich in der Thür geirrt habe, doch er that keinen Schritt zurück, um den Fehlgriff zu verbessern, und seine Worte klangen fast, als ob sie auf die entschuldigende Erläuterung vorbereitet gewesen seien. Es lag im Uebrigen nicht das Geringste von Anstößigkeit in dieser Halbbekleidung, sie glich vielmehr der Tracht, wie sie mit wenig Unterschied in andern Gegenden des Gebirges allgemein üblich war, und ließ nur zum ersten Mal erkennen, daß kein Kind, sondern ein vollblühendes, jungfräuliches Mädchen, gewissermaßen kein Ketterl, vielmehr wirklich eine Jungfer Käthe Hablützel, dastehe. Und obwohl sie über die unerwartete Anwesenheit des Hausgastes etwas „verschrak“, und „schämig“ rasch nach dem bereit liegenden blauen Prachtgewand griff, that

sie dies unverkennbar nicht aus einer Empfindung, zu unbekleidet zu sein, sondern weil ihre augenblickliche Gewandung sie zu unwürdig für Jemanden von feinem, städtischen Geschmack bedünkte. Hurtig wollte sie sich in ihrer Dürftigkeit unter der Sonntagsherrlichkeit verschwinden lassen, doch Curtmann trat schnell auf sie zu, hemmte ihr den Arm und sagte: „Nein, laß — bleib so, Ketterl — grad' so ist's am Besten und will ich ein Bild von Dir zeichnen."

Das kam ihr selbst spanisch vor, und sie antwortete, ihn verwundert und ungläubig ansehend: „Dös müßt an unklug Bild si, i cha mi ja gar net so schaun lasse, i bi ja ganz garstick." Aber er wiederholte: „Nein grad' so, ein Maler will's anders haben, als die übrigen Leut', da kann er's besser machen," und sie lachte darauf: „Du mußt's frili wisse, i hab' scho g'hört, daß d' Malerherre alleweil a weng nerr'sch si und d' schlechtste Röck am gernschte habe."

So ließ sie sich die schöne. blaue Hülle nehmen und sich von ihm auf den Bettrand setzen und in die geeignetste und hübscheste Stellung bringen. Es dauerte ziemlich lange, ehe er diese zur Zufriedenheit ausfand, denn er hatte stets noch etwas anders und malerischer zu ordnen, legte ihr bald den einen, bald den andern Zopf nach vorn über die Schulter und streifte manch-

mal mit der Hand dabei leise über ihren weißen, weichen Nacken, bog die schönen runden Arme bald so, bald so in anmuthige Lage. Dann endlich befand sich sein allerliebstes Modell in nicht mehr zu verbessernder Pose, und mit widerstrebendem Entschluß trat er zurück und nahm einen Sitz zum Zeichnen ein. Es war gleichfalls etwas seltsam, daß er, um den besseren Bleistift zu holen, sein Skizzenbuch mitgenommen hatte; jetzt schlug er ein leeres Blatt auf und begann.

Wie sauber, wie frisch und anmuthend war Alles in der einfach ausgestatteten Kammer, der Rahmen um sein Modell, ein makellos gehaltenes Nest für eine weiße, braunglänzend beschopfte Taube. Während der Arbeit seiner Finger fiel es ihm nebenbei in die Vorstellung.

Das Mädchen saß so erwartungsreich unbeweglich, wie das Haus und Alles in der Runde reglos und lautlos umher lag. Der junge Künstler hatte den Vorhang am Fenster zur Seite geschoben, und von dem sonnenübergossenen Hochthal draußen fiel ein Abglanz herein, der den Raum mit ganz feinem Goldschimmer durchflimmerte. Die groß aufgeschlagenen Augen Ketterls leuchteten gleich zwei Blumenkelchen durch die Stille; sie sah nach der Vorschrift dem Zeichnenden getreulich in's Gesicht und gab sich Mühe, ernsthaft dem gewich=

tigen Moment entsprechend dreinzuschauen. Doch manchmal zuckten die rothen Lippen schelmisch und konnten ein fröhliches Lachen nicht verhalten.

Das Bildniß schritt rasch und ähnlich vorwärts, der Urheber hatte eine glückliche Stunde. Der kleine Kopf und die Züge desselben sahen sprechend von dem Blatte auf, nun fügte er die Gestalt der Sitzenden bis gegen die Hüften hinab daran, die Schulterrundungen, die Arme, die Büste mit der faltig bauschigen Leinwand. Dann stand reizvoll das Ganze da, ein anmuthreiches getreues Abbild, doch auf den ersten Blick unzweifelhaft nicht das eines Kindes.

Erwin Curtmann ließ den Stift ruhen und blickte vergleichend das Original an. Der Zopf über der Schulter konnte noch ein wenig eigenartiger liegen, und er stand auf, um ihm solche Lage zu geben. Doch wie er die Hand danach streckte, durchrüttelte ein Zittern ihm den Arm, er fuhr plötzlich zurück, wendete sich hastig zur Thür und lief, sein Skizzenbuch auf dem Stuhl lassend und ohne auf das verständnißlos nachschauende Gesicht des Mädchens zu achten, durch die leblose Stille des Hauses die Treppe hinab und athemlos weiter die nächste Berglehne hinan, von der er erst am Abend zurückkam.

* * *

Mit der körperlichen, wie mit der Gemüthsstimmung des jungen Gastes in dem Gehöft des Höchstbauern war eine Veränderung vorgegangen. Er verbrachte die Nacht noch weit schlafloser als die vorige, sein ganzes Nervensystem befand sich in einer krankhaften Erregung. Die Blutwellen seiner Arterien klopften im Fieber, und der Kopf brannte ihm. Wie der erste Hahnschrei auf dem Hof das Morgengrauen kündigte, schrak er mit einem Ruck vom Scheitel bis zum Fuß zusammen. Dann fiel er vor Uebermattung noch in einen unruhvollen, schwerathmenden Schlaf.

Als er daraus erwachte, fand er einen in seinem Innern gebildeten Entschluß vor. Es war sonnenhell und für den ländlichen Brauch schon spät, denn er traf in der Stube drunten niemanden mehr an als das Ketterl, das noch mit dem Frühstück auf ihn wartete. Doch er ließ das letzte unberührt, trat auf sie zu und sagte, die Hand ausstreckend:

„Ich muß Dir Lebewohl sagen und fortgehn —“

„Was willsch, Herr?“ fragte sie halb verständnißlos, doch mit einer schreckhaft aufschauenden Kopfbewegung.

„In die Stadt zurück — ich kann nicht länger bleiben, Ketterl, die Ferien gehen zu End.“

Nun war sie sichtlich bestürzt. „Davon hasch

geschtrig Tags selber no net g'wußt, will's mi dünke." Und nach einer kurzen Pause setzte sie bekümmert hinzu: „Hab' i Di denn gar ebbes z' Leid gethan?"

„Du? Nein — Niemand." Er streichelte leicht mit der Hand über ihre weichen Wangen; dann fügte er stockend nach: „Thut's Dir denn leid, Ketterl?"

Sie griff nach seiner Hand: „Gelt, gehscht net, bleibscht no? I hott' mi druf g'freit, daß i hüt' mit Di in'n Wald goh. Geschtern hasch trutzt mit mi und wollt'st mi net mitnehme. Bisch wieder guet, Herr?"

In ihrem Gesicht kämpfte noch zweifelnde Besorgniß und Freudigkeit; Erwin Curtmann dagegen ward dunkelroth und jäh danach blaß, und es überlief ihn heiß und kalt zugleich. Er stotterte: „In den Wald? Wenn Du's willst — hast Du mich denn gern, Ketterl?"

Jetzt lachte sie wieder mit glücklicher Miene: „Als ob Du gar kei Stadtherr wärsch. Schau'st, und Du hasch mi au gern und bleibscht und gehscht mit mi nach'm Esse in'n Wald. I bring' Di uf a Plätzle, das no net kennscht, und wo's Dir guet g'falle werd."

Es war schon spät, sie hatte in der Küche für den Mittag zu sorgen und sprang fort; der Morgen mußte sie bereits in's Feld hinausgeführt haben, denn sie trug auf dem Bruststück ihres grauen Kleides ein

Sträußchen von weißen Maiglöckchen, die jetzt erst hier oben in Blüthe standen. Curtmann sah ihr nach, und es durchrüttelte ihm alle Glieder. Sein Entschluß, mit dem er herabgekommen, war gebrochen. Er wollte ihn ausführen, wollte hinaufgehen, seinen Hut und seine Tasche holen und heimlich das Haus verlassen, aber er konnte den Fuß nicht bewegen. Nur gegen die Wand hinzutreten vermochte er und auf den Kalender zu starren, der dort angenagelt vom braunen Holz hersah. Er suchte mechanisch unter der Rubrik „Juni" nach dem heutigen Tagesdatum. „Freitag" war's und „der fünfte"; als Heiligenname stand „Bonifacius" daneben. Wohl eine Viertelstunde blickte er darauf hin; die Pfingstferien waren in der That noch nicht zu Ende, er mußte noch nicht fort. Von der Küche her klang hell und fröhlich die Stimme Ketterls, sie sang bei ihrer Beschäftigung einen Volksreim, offenbar ein Bruchstück eines uralten Liedes vom „Mädel, das einen Knaben lieb hatt'".

Beim Mittagstisch aber ließ sie kaum die Augen von ihm, und wenn er sie gleichfalls ansah, mußte sie sich das Lachen verbeißen, so ausgelassen und schalkhaft ging's ihr um den Mund. Doch vermied er zumeist, das Gesicht nach ihr hinzudrehen, fast noch mehr indeß, dem Blick Cyriak Hablützels zu begegnen. Seine Miene

besaß etwas Scheues, und sein Mund war beinahe stumm. Und wie er nicht sprach, so aß er auch kaum; nur seine Farbe wechselte mehrfach hastig zwischen Röthe und Blässe. Die erstere fiel allerdings unschwer zu erklären, denn der Junitag war selbst hier oben sehr heiß.

„As müeß a Wetter cho," sagte das Ketterl vor der Thür, „da isch guet unter d' moosige Stämm, ka Sunnenstrahl fallt dazwische."

Sie lachte Erwin Curtmann an, der den Thürgriff noch mit der Hand umklammerte, als ob er sich daran halte. „Na, kimmst, Herr?"

Da ließ er die Finger los und hob den Fuß, und sie gingen. Das Mädchen faßte nach Gewohnheit seine Linke und führte ihn einer Richtung zu, in die sie noch nie zusammen gekommen. Die Sonne machte jetzt erst Mittag und lag funkelnd, blendend und brennend auf der steinigen Halde, die sie überschritten. Kein Windhauch rührte Halm und Blatt, Alles stand unbewegt und hatte ein sonderbares, wie der Wirklichkeit entrücktes Gesicht. Nur Schmetterlinge klappten ihre glänzenden Flügel auf farbigen Doldenkelchen auf und zu, Eidechsen raschelten am heißen Boden, einmal ringelte sich zwischen Gestein und Gerank eine braune Schlange zischend dicht über Ketterls Fuß,

daß ihr Begleiter sie erschreckt zur Seite riß. Doch sie lachte furchtlos: „Dös thut nüt, mir ha ka giftig G'würm bi us." Mit halb überschleiertem Blick sah er nieder; sie hatte recht, es war keine Kreuzotter, sondern eine Kupfernatter. Sie züngelte und zischte nur, wand sich jedoch unschädlich vorüber in den Busch.

Ein halbes Stündchen mocht's gedauert haben, dann stieg hoher, fast weißstämmiger Tannenwald vor ihnen auf. Auch er besaß in seiner Reglosigkeit etwas Verzaubertes, als überwölbe er unter dem grünen Portaldach einen Zugang zu geheimnißvollem Wunder seines Innern. Nur um ein paar Schritte noch folgte die Sonne den Hineintretenden nach, rasch umgab sie schattenkühle Stille mit einem dämmernden Licht, das durch den Gegensatz anfänglich beinahe wie einfallendes Abenddunkel erschien. Die da und dort sichtbar gewesene Wegspur, der sie bis jetzt nachgegangen, hörte auf, und Ketterl zog ihren Gefährten pfadlos zwischen dicht überwachsenem Felsgeblöck mit sich, ein wenig aufwärts. So erreichten sie in einer Minute einen eigenthümlich gebildeten, heimlich anmuthenden Waldfleck. Klafterhohe, ganz mit grauen und grünen Moosen und Flechten bekleidete Steinwände umschlossen auf drei Seiten einen Geviertraum, dessen Boden an einer Seite

divanartig gleichfalls mit einem fußtiefen Moospolster bedeckt lag; zwischen zwei Weißtannen konnte man in diese Art Einfriedigung hineintreten. Es war Alles nur eine Zufallslaune der Natur, doch die beiden Bäume standen, wie wenn sie als Thürpfosten dorthin gepflanzt worden seien.

„Do isch's Plätzle scho," sagte das Ketterl, mit fröhlichem Selbstgefühl ihrem Begleiter wie einem ortsfremden Ankömmling die Honneurs machend. „Gelt, wie a Kämmerle mit 'nem Bettle dri. Do cha mer scho heḣlinge sitze und rede, 's schaut koaner zu."

Sie führte ihn in's Innere des kleinen Raumes hinein, wo sie ihn neben sich auf das grüne Natursopha niederzog; doch zugleich auch mußte sie lachen, so tief sanken sie beide in das weiche Moos, daß sie in mechanischer Bewegung, wechselseitig nach einer Stütze suchend, mit den Armen umeinander griffen.

Erwin Curtmann war es wie in einem Traum, und alle seine Sinne wie in einen Nebel, einen Rausch, eine Betäubung getaucht. Er wollte nicht daraus aufwachen, denn er fühlte, daß er nur so einem zusammenschnürenden Krampf in seinem Innern Widerstand leistete. Wenn er aus diesem halbtrunkenen Zustand zur Besinnung kam, mußte er aufspringen und vor sich selbst davonstürzen.

Auch seine Augen befanden sich in einer Ueberreizung, daß sie nicht die Wirklichkeit, sondern nur Phantasiegebilde wahrnahmen. Das Mädchen an seiner Seite trug wie immer ihr Werkeltagskleid, aber er sah nicht den eselsgrauen Stoff, die Achselpolster und Hüftenwulste, den vierschrötig ungestalten, plattpressenden Brustlatz. Wie er sie gestern gezeichnet, saß sie neben ihm, mit dem leichten rothen Röckchen um die schlanken Hüften, glanzarmig, der junge Busen ungezwängt unter der bauschenden Leinwand sich hebend und senkend, weich und weiß der Nacken und die Schultern darüber. Das Alles aber war keine Einbildung der Erinnerung, sondern diese reizvoll blühende Mädchengestalt lag auch jetzt nur von der dünnen Hülle der widersinnig plumpen, schönheitsmörderischen Tracht dem Blick entrückt. Die thatsächliche Erscheinung war Trug und die Vorstellung Wahrheit.

Draußen schlief die Welt im heißen Mittag, doch im Bergwald ebenfalls war weitum kein Laut, als ein klopfender Ton, vermuthlich das ferne Hämmern eines Schwarzspechtes. Auch dies ward nach wenig Augenblicken still, nur eigenthümlich klang's dennoch in der Nähe, als klopfe es in der kleinen grünen Mooskammer noch mit einem ganz leisen Echo hurtig fort. Ketterl horchte einen Moment drauf, woher es komme, dann

fand sie's aus und sagte: „Hasch warm kriegt, Dei Herzle schlagt gar g'schwind."

Das erste Wort war's, nachdem sie sich auf die weiche grüne Ruhebank gesetzt, der Arm des jungen Mannes lag noch haltend um ihre Schulter, er erwiederte hastig fragend, halb flüsternden Ton's: „Klopft Deines denn nicht so, Ketterl?" und seine Hand schlang sich unter ihrem linken Arm durch und legte sich prüfend auf den Sitz ihres Herzens. Dichter so an ihn herangezogen, legte sie das Köpfchen zutraulich gegen seine Brust und antwortete: „Na, i hob's net warm, i bi's scho g'wönnt."

Er brauchte den Kopf nur ein wenig sinken zu lassen, und seine Wange legte sich ihr auf die Stirn. So raunte er noch leiser als zuvor an ihr Ohr: „Was wollt'st denn Heimlich's hier mit mir reden, Ketterl?"

Sie gab einen Augenblick keine Antwort, als daß sie unwillkürlich die Stirn fester an ihn schmiegte. Dann entgegnete sie leis seufzend: „Ach, i woaß net, ob i's sage sull. I hab's wohl eh'nder denkt, aber helfe thät's do nüt, wenn i's Di a sage thät'."

„Von Deinem Herzen — was es da redet, Ketterl?"

„Hm, hm," machte bejahend ihr Mund. „Was willsch?"

Seine Hand hatte sich nach den Maiglöckchen an ihrer Brust gestreckt; er versetzte mit leicht zitternden Lippen: „Die Blumen möcht' ich zum Andenken von Dir," und seine Finger schlüpften, den kleinen Strauß losmachend, in den schmalen Spalt des Kleides, durch den die langen Stengel hinabreichten. Ruhig ließ sie ihn gewähren, und das Blut pulsirte ihm unter den Nägeln, ein warmer Anhauch kam den Fingerspitzen entgegen und durchfloß ihn mit einem süß berauschenden Gefühl. „Hatt'st Dir die Blumen für mich angesteckt, Ketterl?" fragte er, mit der andern Hand ihr Köpfchen an sich schließend. Er sprach's nicht einer Erwiederung halber, sondern nur um etwas zu sagen, nicht stumm zu sein. Doch sie antwortete:

„Na, der heilig Bonifaz hat's mi brocht."

Eine halbe Erinnerung kam ihm aus dem Namen, seine Augen hatten auf dem letzteren heut' Morgen eine geraume Zeit lang gedankenirr verweilt. „Bonifaz?" wiederholte er, „heut' ist Bonifaziustag, ich sah's im Kalender; warum hat er Dir die Maiglöckchen gebracht?"

„Wil's mi G'burtstag isch."

Das weckte ihm noch ein anderes Gedächtniß. „Auf kommende Bonifaz", hatte sie gestern gesagt, würd' sie achtzehn Jahr. Also heut' war das; es

durchlief ihn mit einem sonderbaren Schauer, ohne daß er wußte, weshalb. Doch Alles that's, jede Fiber an ihm war in bebender Erregung.

„Dein Geburtstag?“ wiederholte er abermals, „da sag' — ich hab' Dich lieb, Ketterl, — was willst von mir, daß ich Dir gebe?“

„Hasch mi welli liab un gern? I ha's glaubt un do bin i mit Di hergange —“

Erwin Curtmann entgegnete nichts, doch sein Kopf hob sich leise, so daß seine Lippen sich dicht über denen des Mädchens bewegten. Und er stand im Begriff, die seinigen herabzubiegen und mit ihnen eine stumme Antwort zu geben. Das Ketterl aber fügte mit einem Seufzer nach:

„Weisch, der Bonifaz isch der Stasi.“

„Der Stasi?“ Sein Kopf stutzte mit einem unwillkürlichen Ruck etwas zurück. „Wer ist das?“

„Mi Schatz, der mi heirath'n möcht und i möcht'n au, mir ha us selli gern.“

Ein plötzliches Zucken durchfuhr den ganzen Körper des jungen Studenten, seine beiden Hände ließen gleichzeitig das Mädchen fahren, und er stieß aus:

„Du hast einen Schatz?“

Sie erschrak. „Bisch verzürnt?“, doch zugleich schlang sie ihm den Arm um den Hals, ihn zu halten.

„Sei guet! Bisch au no jung und hasch g'wieß a Schatz au in Din'r Heimath. Wann's denkst, cha'st mi net zanke."

Er saß ohne Besinnung, wie gelähmt und betäubt; sie hatte den Kopf wieder an ihn gelegt, doch so, daß ihre schönen Irisaugen jetzt bittend treuherzig grad in die seinigen hinaufschauten, und dazu ging nun ihr rascher Mund hurtig wie ein hellplätschernder, sich überstürzender Bergquell.

Der Anastasius war der bravste Bursch im ganzen Ort und der beste und klügste und sauberste, und er hatte nie eine Andere gern gehabt als sie und sie keinen als ihn, schon über zwei Jahre lang. Aber er war arm, denn sein Vater hatte nur ein ganz kleines Häusle drüben am Berg, und er mußte drunten bei dem reichen Unterhofbauern als Knecht im Lohn arbeiten. Der Höchstbauer konnt ihn auch wohl leiden, doch von einem Tochtermann ohne Gut und Geld wollte er nichts wissen, und bevor der Stasi sich so viel verdient, als Cyriak Hablützel von einem Schwiegersohn verlangte, mußten sie alt und grau werden. Und nicht einmal mit einander reden konnten sie, denn der Stasi durfte nicht auf den Hof kommen, wie ein anderer Schatz zu seinem Maidle, und ihn anderswo treffen durfte sie auch nicht, damit ihr Vater ihm nicht noch ganz gram

dazu würd! Nur von Weiten konnten sie sich einmal schauen und sich mit den Augen nicken, daß es allweil trotzdem noch gleich mit ihnen ständ','und nur am vorigen Bonifaz habe er sich's getraut und auf sie gepaßt, um's ihr am Geburtstag zu sagen, daß er keine Andere nehmen thät als sie. Drum sei sie heute ganz in der Früh wieder an die nämliche Stelle gegangen, weil's wieder Bonifaz gewesen, und da habe er auch schon gewartet und ihr die „Blümle“ gesucht gehabt. Aber gar traurig sei's auch gewesen, daß sie dabei hätt' weinen müssen, denn jed' Eine im Dorf sagt's als gewiß, wenn ein Maidle achtzehn Jahr geworden und nicht heirathen könnt', da wär's gar bald zu besorgen, daß ihr Schatz sie nachher nimmer möcht'.

Wie ein sprudelnder, sich immer hastiger vorwärts treibender Quell kam es von Ketterl's Lippen, und auch ein wenig wirkliches Wasser gesellte sich drein, denn beim Gedenken der letzten schlimmen Befürchtung quollen ihr zwei Thränen aus den Lidwinkeln und standen schimmernd in den Augen, wie Thautropfen in zwei violettblauen Genzianen. Der Zuhörer aber hatte Zeit gehabt, sich etwas auf sich selbst und die Dinge um ihn herum zu besinnen. Nicht völlig, aber doch etwas; seine Hand hielt reglos das aus dem Kleid losgemachte Maiglöckchensträußchen, und seine Augen

sahen ausdruckslos in die des Mädchens hinein. Er hatte den Wortlaut von dem verstanden, was sie gesagt, indeß ohne irgend welches Denken damit zu verbinden. Es war ihm Alles wirr im Kopf, sein Herz schlug noch immer laut und hämmernd, doch anders als vorher, heftig, zornig, er wußte nicht auf was. Und mit auffahrendem Ton auch fuhr es ihm als Antwort über die Lippen: „Was geht mich das an? Und darum hast Du mich hierher geführt, um mir das zu erzählen?“

Da quollen die beiden Thränen an ihren Wimpern dicker, und von dem unfreundlichen Klang seiner Stimme zum Schluchzen gebracht, entgegnete sie zaghaft:

„I hatt denkt, daß D' mi liab hasch — i will au nüt meh sage —“

Sie ließ jetzt den Arm von seinem Nacken fahren und wollte aufstehen, und es ging ihm plötzlich wie ein Stich durch die Brust, daß er dem kleinen, lieben Ding die kummervollen Thränen im Auge vergrößert hatte. Es war doch wieder ein großes Kind, das in der ganzen zutraulichen Arglosigkeit seiner Natur vor ihm stand — und er besaß doch kein Recht, auf sie zornig zu sein. Instinktiv griff seine Hand nach ihr, um sie zu halten, und er zog sie wie ein Kind zurück

auf seine Kniee herunter und antwortete: „Was könnt' ich denn dabei thun, Ketterl?"

Seine Stimme klang wohl anders, als vor einigen Minuten noch, ruhiger und kühler, aber es war doch wieder der alte freundliche Ton und er ließ einen glücklichen Schimmer in die nassen Augen zurückfliegen. Sie setzte sich ihm auf den Schooß und erwiederte freudig: „I ha's frili g'wußt, daß mi do guet bisch und net zankst. Schau, i ha denkt —"

Ihr Zünglein hatte wieder Muth und Worte, zu „schwätzen", was sie gedacht. Ihr „Vatter" hätt' gar großen Respect vor ihm bekommen, das wüßt sie genau was der „Herr" reden thät, wär ihm allmal gescheidt und recht. „Un i ha denkt, wann nur Du a Wörtle mit'm rede thätscht, daß der Stasi ze us is Hus komme un bi us uf Aerbet gehe därft, daß'n der Vatter kenne lerne thät, wie brav un guet er isch." Und sie hätt' geglaubt, wenn er den Stasi nur einmal selber sähe da müßt er ihm auch so gefallen, daß er's gewiß für ihn thun würd', und drum hatte sie ihm heut in der Früh gesagt, er möcht' um Mittag hierher in den Wald kommen, damit der „Herr" ihn anschaun könnt. Und er stehe sicherlich schon lange drüben bei der Blitztanne und warte.

Das Ketterl sprach's, und wie ein bittendes Kind

einer Mutter, streichelte sie mit dem braunen Händchen schmeichelnd Erwin Curtmanns Gesicht, das sehr blaß geworden war und in dessen Schläfen das Blut nicht mehr pulsirte. Langsamer, wenn auch noch mit lauten Schlägen, klopfte ihm das Herz an die Brustwandung, doch er verstand es jetzt, es war auf nichts zornig als auf sich selbst.

Einen Augenblick saß er noch, dann sagte er aufstehend: „Komm, Ketterl, ich will den Stasi anschauen."

Sie flog wie ein Vogel in die Höh': „Willsch? Da ha i scho kei Bang, daß'r Di net au g'falle werd." Und seine Hand fassend, zog sie ihn aus der kleinen grünen Mooskammer eilfertig mit sich durch den Wald. Er sprach nicht, sah nachdenklich, stumm vor sich hin. Die Dinge um ihn her hatten alle ein anderes Gesicht, als wie er gekommen, eine oft gesehene nüchterne Wirklichkeit. Bekannte Blätter, Blumen und Falter waren's, die einen märchenhaft flimmernden Zauberschmelz verloren, der vorhin aus dem zitternd hastigen Klopfen seines Herzens darüber gefallen. Und so auch ging das Ketterl im eselsgrauen Rock mit Polstern und Wülsten neben ihm, nur ihr Köpfchen mit den braunen Zöpfen schwebte wie eine fröhliche Blüthe auf plumpem Stiel über der unförmlichen, mißfarbigen Hülle.

Während des Gehens faßte die Hand Curtmanns

einmal mit einer plötzlichen Bewegung nach seiner Brusttasche, sie verfolgten etwa zehn Minuten lang einen schmalen Buschweg, dann stieg mitten im Wald eine weißknorrig abgestorbene, offenbar vom Blitz getroffene Tanne vor ihnen auf. „Schaust, do isch d'r Stasi!" lachte das Mädchen frohgemuth.

Geduldig wartend stand ein junger, ungefähr zwanzigjähriger Bursche mit hübschem, offenherzigem Gesicht unter dem Baum. Er hatte seine Sonntagsjacke und rothe Weste angelegt, rührte sich nicht vom Fleck, rückte auch nicht am Hut, sondern hielt Curtmann nur, als dieser dicht herangekommen, mit einem „Grüeß Gott, Herre," die kräftige Hand hin. Dem Ketterl nickte er danach nur einen Gruß und sie ihm ebenso; dann standen sie beide, als ob sie sich nichts angingen, ein halbes Dutzend Schritte von einander.

Erwin Curtmann faßte nach der Begrüßung den Arm des jungen Bauernknechtes: „Kommt, Stasi, ich möcht ein Wörtle mit Euch reden; kannst dableiben, Ketterl, braucht's nicht zu hören, es geht Dich nicht an."

Das Mädchen blieb gehorchend zurück, die beiden Andern schritten etwas weiter in den Wald. Es dauerte indeß nur einige Minuten, dann kamen sie zurück, der Stasi mit einem etwas sonderbaren Gesicht, groß aufgesperrten Blicks, halb verdattert, halb lachend, im

Ganzen nicht übermäßig von Gescheidtheit strotzend. Er ging am Ketterl, ohne dasselbe anzublicken, vorüber, dem Waldausgang zu; der junge Student folgte ihm noch und sagte halblaut: „Habt's also von einer Erbschaft, Stasi."

Dazu nickte dieser nur antwortlos und trottete gleichmäßig weiter, doch wie er um die Wegecke gebogen, machte er plötzlich einen Satz über einen mindestens fünf Schuh hohen Steinblock weg und rannte gleich einem vom Sonnenstich närrisch gemachten und toll nach Wasser davonstürzenden Thiere bergunter.

Curtmann war zu dem ruhig wartenden Mädchen zurückgekehrt und sagte: „Komm, Ketterl, wir wollen heimgehen." Sie frug nicht, wo der Stasi geblieben sei, sprach überhaupt kein Wort von ihm, so daß ihr Begleiter zuletzt verwundert sagte: „Hast Du denn den Stasi wirklich so gern? Man hätt's kaum geglaubt, wie Ihr beisammen standet. Nicht einmal an der Hand gefaßt habt Ihr Euch."

Sie schüttelte den Kopf. „Döß thät si au net schicke; mir si ja no kei Brautlüt."

„Aber mich hältst Du doch an der Hand, Ketterl."

Lachend sah sie zu ihm auf. „Du bisch au net mei Schatz."

„Was bin ich denn, Ketterl?"

„Der bescht Herre uf d'r Welt."

Sie setzte keinen Zweifel drein, der Stasi mußte ihm gefallen haben, er hatte ihm anschaun müssen, wie brav und gut er sei, und wollt's ihrem Vater mit vornehmer Rede sagen, daß der's auch glauben und für gewiß halten müßt. Der Rückweg durch die heiße Sonne ward ihr recht lang, zumal ihr Gefährte gar nicht so wie sonst ausschritt, sondern oftmals stehn blieb, dies und das beschaute und langsam fürder ging. So brauchten sie wohl eine Stunde, um zum Hof zurückzukommen, und dann war's dem Ketterl doch fast noch zu früh geschehen und klopfte ihr das Herz, denn nun sollte sich's entscheiden, ob die Fürsprache ihr zu Gutem verhelfen würde, oder nicht. Aber eh's so weit kam, begab sich vor ihren Augen etwas Wundersamliches, noch niemals Dagewesenes: Aus der Hausthür trat ihr Vater hervor und neben ihm eine rothe Weste, die nur dem Stasi gehören konnte, da er sicher der einzige im Ort war, der heut' am Werkeltag um des Bonifaz willen solches Sonntagskleid trug. Cyriak Hablützel sah nicht um ein Haar anders aus als sonst, hielt die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, nahm sie indeß, seiner Tochter entgegenkommend, ein paar Augenblicke heraus und sagte:

„D'r Rappenecker Stasi isch do un hat mit mi

g'redt, daß 'r Di möcht', Ketterl. Er hot a Erbschaft macht un 's Göld bi si im Sack. Ha jo, 's isch scho ebbes, bigoscht, siebzehunnert Gulde. I hoa's nachzählt un g'seit, 's isch Dei Sach', i hoa nüt meh d'wider."

Der Höchstbauer steckte die Pfeifenspitze wieder in den Mund und ging dampfend weiter feldein. Das Ketterl stand vollständig „verpatzt" und sah den Stasi an; der nickte nur bestätigend mit dem Kopf. Dann drehte sie sich nach Erwin Curtmann um, doch vergeblich, er war fort. Nur der Rappenecker Stasi trat jetzt an sie heran und sprach: „'s isch Dei Sach', Ketterl, hat d'r Vatter g'seit." Und er faßte ihre Hand und schlenkerte ihr den Arm hin und her.

Da kam der junge Student mit seiner kleinen Ränzeltasche auf dem Rücken aus dem Hause hervor. Dem Mädchen war's noch so wirbelig im Kopf, daß ihr nur vom Mund gerieth: „Was willsch denn, Herr?"

„Ich sagt's Dir heut Morgen, daß ich fort müßt," antwortete er. „Gehabt Euch wohl, Stasi, und macht bald Hochzeit."

„Pfüet Gott, Herre," erwiederte der Stasi, die Hand hinhaltend; „un i mach au mei Dank."

Er stand und sprach höchst gemüthsruhig, wie wenn ihm nichts Besonderes passirt wäre, und als ob er das treffliche Wort illustrire, was eine gute Nessel

werden wolle, brenne bei Zeiten, oder ein Bauersmann könne sich nicht zu früh an stoische Seelenruhe gewöhnen. Und so auch drehte er sich um und ging in's Haus hinein, um seinen Hut zu holen, den er drinnen liegen gelassen.

Das Ketterl aber begriff von Allem noch nichts. Sie klammerte sich nur an Curtmann's Arm und sagte halb weinend: „Noa, Herr, sollsch net fortgoh." So zog sie ihn um die Hausecke an die stille, fensterlose Außenwand, dort jedoch ließ sie ihn los, blickte ihm groß und scheu in's Gesicht und fragte stotternd:

„Wie hasch's dann g'macht?"

Er zwang sich ein wenig zum Lachen. „Es ist ja Dein Geburtstag heut', Ketterl, und der Bonifaz hat's gemacht. Ich hab' ihm nur gerathen, wie er's machen sollt' — aber wenn Du meinst, Ketterl, daß er's verdient hat, da gieb mir einen Kuß für ihn."

Das klang ihr so verwunderlich, daß sie auch lachen mußte, doch verlegen sagte sie hinterdrein:

„Du wirsch mi do net kisse möge?"

„Warum nicht?"

„Du bisch jo a Herr und i bi nur a schlecht's Bauermaidle."

Doch er sah sie mit so herzlichen Augen an, daß sie sich plötzlich rasch mit dem Handrücken über den

Mund wischte, den Arm um seinen Hals schlang und ihre frischen rothen Lippen kräftig auf die seinigen drückte. Dann sagte sie, ihn wieder anschauend: „Wann i's dann scho derf, i hätt's scho lang gern than — vergelt's Di Gott!“ und sie küßte ihn noch einmal ebenso. Er hielt ihr halb lachendes, halb weinendes Gesicht zwischen den Händen, bückte sich nochmals, küßte ihr eine der beiden Thränen von der Wimper und erwiederte, so gut er's vermochte, in ihrer Mundart:

„B'hüt Di Gott, lieb's Ketterl — wenn Du in die Stadt kommst, weißt mein Haus. Gelt, schau'st bei mir ein und sagst mir, wenn Du mit'm Stasi Hochzeit machst. Da komm' ich herauf.“

Und ein paar Minuten später stand Erwin Curtmann nicht mehr dort, sondern schon einige hundert Schritte weit entfernt, hatte sich noch einmal umgedreht und winkte dem noch vom selben Fleck ihm nachschauenden Mädchen mit der Hand. Dann ging er rasch auf der schmalen Fahrstraße weiter, die ihn am Pfingstsonntag hierher gebracht. Nur war es jetzt nicht tiefe Dämmerung, vielmehr lag der vollhelle Tag über dem Hochthal und ließ kein vom rechten Weg Abkommen besorgen. Doch der uralte Gespiele der Ginsterstauden und Stechpalmen, des Wachholdergestrüpps und des Schlehdorns auf den kleinen, kahlen Hügelkuppen, der

weiche Wind, war wieder da und strich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen über die sanft gewellte Landschaft. Und grad' ebenso ruhig und gleichmäßig, schön und friedlich ging der Herzschlag in der Brust des jungen Wanderers. Sie hob sich so befreit, als seien die zehn Hundertthaler-Banknoten, um welche die kleine Brieftasche auf ihr leichter geworden, eine schwere Last gewesen, unter der sie sich bedrückt gefühlt. Auch bei den glänzendsten Wechselverhältnissen war es allerdings eine ganz artige Summe, aber die freien, freudigen Augen des jungen Verschwenders besagten, für den Einkauf, den er damit in sich selbst gemacht, doch nur gering.

Nun stand er dort, wo ein Fußpfad sich von der Straße abzweigte und steil in's Tiefland hinunterstürzte; ein Quell überrieselte ihn unter grünem Laubdach. Erwin Curtmann dürstete, er bückte sich, schöpfte mit der Hand von dem klaren, köstlichen Wasser und trank. Dann warf er aus dem Schatten einen letzten Blick hinter sich auf die Hochfläche mit den zerstreuten grauen Dächern. Schon weit hinüber an der Berglehne lag noch das große Gehöft des Höchstbauern in der vollen Sonne, d'rin die hellen Schindeln wie silberne Schuppen flimmerten und glänzten.

Auch um die Augen des stumm Schauenden flim-

merte und gaukelte etwas, ohne daß ihm zum Bewußtsein kam, was. Dann verschwand's, zog ihm jedoch den Blick auf seine Hand, in der er noch immer den kleinen Maiglöckchenstrauß hielt, und auf diesem saß die schöne Freundin feuchtschattiger Wegstellen, eine Iris. Sie schlug die wundervollen, noch von keinem Anhauch in ihrem Frühlingsschmelz beeinträchtigten, blau-violett leuchtenden Flügel auf und wiegte sich ruhig auf den weißen Glöckchen, als sei es eine schöne Gewährleistung der Natur, daß Jugend sich vor Jugend nicht zu fürchten habe.

Ein Weilchen blickte Erwin Curtmann träumerisch auf das zutrauliche reizende Sonnenkind nieder, dann schwenkte er leicht das Sträußchen, sie flatterte auf und schwebte durch die Goldstrahlen fort. Aus tief überquellendem Gefühl sprach er jetzt laut vor sich hinaus:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag,“

und jugendleichten Fußes sprang er den steilen Abstieg zum Niederland hinunter, der Stadt entgegen.

In der Karthause.

Es ist ein altes, eigenartiges Bauwerk und in besonderer, nicht leicht so wieder auffindbarer Lage. Diese besaß es von seinem Ursprung her; am Rande eines mäßig breiten Thales hat die Laune der Natur in die Berglehne einen hufeisenförmigen Einschnitt gebildet, ziemlich von gleicher Breite und Länge oder Tiefe. An den drei Seiten steigt das dicht und dunkel überwaldete Gebirg mit hohen Wänden, wie mit umschließenden Mauern auf, versagt jedem Winde von Osten, Norden und Westen her den Zugang. Nur nach Süden, gegen die Mittagssonne und den warmen Föhn liegt die stille Einbuchtung frei geöffnet, doch gegenüber ragen bald wieder die jenseitigen Bergkuppen des Thales hoch empor.

Der Boden dieser freundlichen Einfriedigung aus der alten Werkstätte der Erde ist nicht flach, sondern mählich sich anhebend, sanft und mannigfach gewellt. Weiche Grasmatten dehnen und wölben sich rundum

an den Waldgürtel, aus dem rothäſtige Kiefern und dunkle Edeltannen herabſchauen, doch überwiegt zwiſchen ihnen das helle Laubgezweig der Buche. Vor den nickenden Baumrändern blühen in März-, oft ſchon in Februartagen die erſten Veilchen und Anemonen; ſonnenlinder und lieblicher fällt der ſüße Blick des einziehenden Frühlings nirgendwohin. Und wie er kommt, weckt er dort nicht nur Blütenduft und -farben, auch den hellen Klang aus tauſend zwitſchernden Vogelkehlen, das Schmettern der Finken und den Flötenſchlag der Amſel. So in völlig gleicher Weiſe lag alles vermuthlich — oder vielmehr, es iſt uns ſchriftlich überliefert, daß es ſo war — ſchon vor mehr als einem halben Jahrtauſend. Wenige Stätten im deutſchen Reich breiteten ſo freundlich einladende Arme für eine Anſiedelung der Menſchen aus. Freilich nicht zur Anlegung einer Raubburg nach Brauch der Zeit mit finſtern Thürmen, Mauern, Verließen und Gräben; dorthin gehörten nur friedliche Leute von milder Sinnesart und einem träumeriſchen Hang.

Und ſolche waren es, die zuerſt in dem ſtillen Bergwinkel einen Bau errichteten. Eigentlich thaten ſie dies nicht ſelbſt, ſondern er ward von anderer Hand für ſie hergeſtellt. Nicht ſichtbar, doch nur um eine halbe Stunde Wegs entfernt, lag eine für die damalige

Zeit, die Mitte des 14. Jahrhunderts, bedeutende Stadt, und in dieser hegte ein alternder Patrizier und Ritter, vielleicht aus nur ihm bekannten Gründen, mit dem Schwinden seiner Tage absondere Besorgniß für sein Seelenheil. Um diesem Vorschub zu leisten, gerieth er auf den gottgefälligen Gedanken, nach dem Vorbild des Klosters in der Einöde La Chartreuse hier eine Behausung für fromme Brüder des Karthäuser Mönchsordens zu stiften, und setzte den Plan auch sofort mit Eifer ins Werk. In der Mitte des stillen Bergeinschnittes, von den Bodenwellen etwa hundert Fuß über die Thalsohle gehoben, ließ er fünf Zellenhäuschen erbauen, jedes mit einem freundlichen Gärtchen vor sich und die letzte Ruhstatt, den Gottesacker, zwischen sich haltend; das Ganze ward von einer Mauer umschlossen. So begann mit kleinem Anfang „die Karthause“, von ihrem Stifter in seinem „letzten Willen“ noch mit reichen Vergabungen bedacht.

Bald jedoch fand dies Beispiel, wie es von der Zeit sich voraussehen ließ, vielfältige Nacheiferung. Es gab allmal gar mancherlei sündhaftes Bewußtsein auch unter den am höchsten mit Preis und Ehren angesehenen Bürgern und Bürgersfrauen, und sich von dem Druck desselben ein weniges zu erleichtern, waren viele erfreulich mit irdischem Gut und Geld ausgerüstet.

Bessere Zinsen aber vermochte solcher Ueberfluß nicht einzutragen, als wenn wenigstens ein Theil von ihm in die Hände Gottes niedergelegt wurde. Das konnte man, wie das Erdenleben bestand, nur dadurch ausführen, daß man Kirchen, Kapellen und Klöstern diese Geschenke zur nutzreichen Anlegung für die Seelen der Geber anheimstellte, und dergestalt ward binnen kurzer Frist auch die neue Karthause mit reichhaltigen Gaben unterschiedlichster Art wie mit einem befruchtenden Regen überschüttet. Grundstücke und Geldsummen wurden ihr zugeeignet, goldene und silberne Geräthe wanderten dorthin. Man stiftete ihr ewige Lampen und Lichter, Leistungen an Wildpret und Fischen, alte Handschriften und Pergament zu Meßbüchern, nicht minder auch Handwerkszeuge aller Art, da nach der Ordensvorschrift jeglicher Bruder sich mit einer Arbeit beschäftigen mußte. Hinter solchem frommen Wetteifer blieb auch der ehrbare Rath der Stadt nicht mit leeren Händen zurück, sondern theilte von dem aus, was seiner weislichen Verfügung anheimgegeben. Er begabte die Karthause mit einem Waldtheil um ihr Mattengelände, sprach ihr ein Wasserrecht zu und verstattete den Mönchen die Anlage einer Holzsäge am Fuße ihres Besitzthums. Und daneben bekundete der Rath der Stadt einen für jene rauhe Zeit seltsam überraschenden poeti-

tischen Gemüthszug, indem er ein Verbot ausgehen ließ, in den anstoßenden städtischen Waldungen Vögel zu fangen, „damit“ — wie die Urkunde besagte — „die Väter nicht belästigt, auch die Vögelein, so zu ihnen ihren Flug haben und Wohnung bei ihnen nehmen, nicht verscheucht werden“. Daher ist uns die Kunde erhalten, daß die Finken und Amseln, Meisen und Rothbrüstchen in den Tagen der Gründung der Karthause dort ein ebenso sangfröhliches Leben geführt haben müssen, wie noch heut.

Durch alle solche Vergabungen aber sahen die Brüder sich rasch in den Stand gesetzt, ihre Anzahl vergrößern und ihre Niederlassung erweitern zu können. Wie arbeitsame Bienen fügten sie emsig neue Zellen hinzu, verwandelten, verbesserten und sicherten ihren idyllischen Wohnsitz gegen die vielfältig begehrlichen Gelüste des Mittelalters. Gemach verschwand die erste Anlage völlig, und statt ihrer erhob sich im Gang der Zeit, gleichfalls in Hufeisenform, ein stattlicher Mittelbau mit zwei Seitenflügeln und einer hohen gothischen Kapelle an der Rückseite. Die kleinen Gärtchen wurden vereinigt und nach hinten zu einem großen, bis an den Waldrand reichenden Garten gedehnt; Wirthschaftsgebäude wuchsen hinzu, das Ganze umschloß ein fester Mauerring mit gewölbtem Thoreingang. Die kleine

Ansiedelung war ein breithingelagertes, vermögliches Kloster geworden. Gegen alle Stürme geschützt, sah es in das weiche, blühende Wiesenthal zu seinen Füßen hinunter, doch unverändert in der tieffriedlichen Einsamkeit seiner Umgebung. Die Frühlingssonne kam wie von je hierher zuerst, rief die Veilchen und Anemonen am Waldrand wach und warf ihr goldenes Lachen in die hellen, heitern Zellen. Und die Vögel zeigten sich dankbar für den ihnen gewährleisteten Schutz, füllten den dichten Laubkranz umher wie nirgendwo mit sommerlang tönendem Jubel und schlugen voll zuversichtlichen Vertrauens ihre Nester in dem heranwachsenden Baumgezweig des Klostergartens auf.

So sah die Karthause den Gang der Jahrhunderte an sich vorüberziehn. Vor den Stürmen, die nicht der Himmel, sondern Menschenwahn und -wuth auf der Erde toben ließ, konnte freilich ihre Lage sie nicht immer beschirmen. Manch Unheil aus beutegieriger Faust und schlimmem Jahr der Zerstörung brach auch auf sie ein, Armagnaken und Burgunder, Bundschuh und Armer Konrad, Glaubenskrieg, Schwedennoth und die Nachbarbesuche der großen und kleinen Brandbevollmächtigten Ihrer Majestäten der Könige Louis treize, quatorze und quinze gingen über das Kloster hin. Doch ob ihm öfter arg und übel mitgespielt wurde, es

blieb Zeitgeschick, das sich überwinden, überdauern ließ. Gar manchen altstolzen Bauten des Umkreises erging es schlimmer, sie verschwanden in wilden Nächten hinter einem rothen Vorhang, um nimmer zurückzukehren. Die Karthause aber blieb, die sie war, brauchte nie aus der Asche neu zu erstehen. Nach den schweren Wetterjahren kamen auch wieder mildere; für ihre Bewohner war das irdische Dasein ja überhaupt nur eine Prüfungszeit, welche die Schickungen guter und übler Tage mit gleicher geduldiger Ergebung aufnahm.

Und so konnten die Jahrhunderte im Innern und am Eigentlichen der weltabgeschiedenen Gemeinschaft kaum etwas ändern. Sie sahen wohl Köpfe mit neuen Gesichtern, doch in ihnen dieselben Gedanken, das immer gleichbleibende Streben und Thun. Kein Weib trat je in die alten Mauern hinein, es zeugten sich zwischen diesen keine Geschlechter fort, und dennoch legte sich ein Geschlecht um das andere in die Erde des kleinen Gottesackers, und stets blieb eines übrig, um an die Grabsteine und Kreuze Blumen zu pflanzen. Das geschah mit treulichen Händen, man besaß altüberlieferte Neigung dafür. Die ersten Brüder hatten ihre kleinen Gärtchen sorgsam gepflegt, die friedvolle Schönheit um sie her hatte einen Zug zu den lebendigen Gestaltungen der Natur in sie gelegt, der sich unter ihnen weiter

vererbte. Ein freundliches Gefühl der Zusammengehörigkeit bestand zwischen ihnen, den Pflanzen und Thieren, den Vögeln, „so zu ihnen ihren Flug hatten und Wohnung bei ihnen nahmen“. Das waren auch Geschöpfe Gottes, wohl verstattet, Auge und Sinn an ihnen zu erquicken, und geboten, nach Kräften für ihr Lebensgedeihen zu sorgen. Soweit der Bodenbesitz der Karthause reichte, waren Blumen, Schmetterlinge und Vögel vor roher oder achtloser Bedrohung von Menschenhand gesichert; die sanfte Natur zeitigte auch sanfte Gemüther.

Sonst lebten die Karthäuser streng nach der Ordenssatzung ihres Stifters, des heiligen Bruno von Köln, abgeschlossen gegen die Welt und in manchem Sinne auch gegeneinander. Innere Friedsamkeit zu behüten, forderte eine ihrer obersten Vorschriften, und der Begründer der Brüdergemeinschaft zu La Chartreuse mochte dafür in nicht unrichtiger Schätzung der menschlichen Natur das Schweigen fördersamer als das Reden erkannt haben. Das Sprechen war nicht verboten, wie in dem Kloster zu La Trappe, aber nur auf das Nothwendige für das Gedeihen der Einzelnen und des Ganzen beschränkt; dem Sichzurückziehen ins Innere wohnte der höhere Werth der klösterlichen Lebensführung bei. Man vernahm kein überflüssiges Wort,

und so wäre es sehr lautlos in der Karthause gewesen, wenn die vorgeschriebenen Handarbeiten der Brüder kein Geräusch verursacht hätten. Doch Spaten und Hacke klirrten in Garten und Feld, und der Gebrauch von Gewerkgeräthen aller Art kündete sich aus den Zellenfenstern hervor. Hammer und Hobel klang, Schwungrad und Zimmermannsaxt; man mahlte und backte, schusterte und schmiedete, verfertigte allen Bedarf der Gemeinschaft nach Möglichkeit selbst in den Räumen des Klosters. Drunten am hurtigen Wasserlauf ging die Schneidesäge, von den jüngsten und kräftigsten der Laienbrüder bedient, denen für diesen Zweck, wie für die Feldbestellung, der sonst verbotene Austritt aus den Mauern verstattet war. Sie befanden sich bei den Karthäusern in stärkerer Gliederung als bei den sonstigen Mönchsorden, da ihnen vor der Ablegung des Gelübdes drei Abstufungen der fratres conversi, der donati und redditi durchzumachen oblag. Nicht allein aber das leibliche Handwerk, auch die geistige Thätigkeit sah mannigfache Vertretung noch außer den geistlichen Ordensübungen. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst hatten die Karthäuser sich großen Ruf durch das sorgliche, kunstvolle Abschreiben werthvoller Bücher erworben und ein gewisser Geist literarischer Kenntniß war von Alters unter ihnen

heimisch. Mancher hatte selbst seine eigenen Gedanken über göttliche und menschliche Dinge in Schriften niedergelegt, sie der Bücherei der Karthause hinterlassen, und da sich nicht selten in diese ein Lehrer von der Hochschule der benachbarten Stadt für seinen Lebensabend zurückzog, war aus ihr mehr als ein Verkündiger neuer Anschauungen auf hochgelehrten Gebieten hervorgegangen. Zumeist natürlich auf dem der Theologie, doch auch die Grammatik und Dialektik, die Rhetorik, Arithmetik und Logik, ja selbst die Astronomie, Physik und Philosophie hatten von hier aus den Versuch gemacht, ihre Geheimnisse der Welt zu erläutern. Allerdings mochte es eine etwas verwunderliche Philosophie sein, mit der heiligen Theologie von derselben Mutter als Zwillingsschwester geboren, allein die Zeit kannte keine andere und verlangte auch nicht danach.

Nunmehr war diese weit, bis ins letzte Fünftel des vorigen Jahrhunderts hinaufgerückt und bald ein halbes Jahrtausend seit dem ersten Begründen der Karthause vergangen. In tiefem Frieden lag sie da, nicht nur die Natur, auch das Thun der Menschen umgab sie mit ihm; hier wenigstens hatte ein Lebensalter die Kriegsfackel nicht mehr lodern gesehen. Eine neue Zeit war angebrochen, Gefühl der Sicherung einflößend, wie man zuvor es nie gekannt, und eine neue

Saat in die Gemüther ausstreuend. In der Hofburg zu Wien hatte Kaiser Joseph II. den Thronsitz seiner verstorbenen Mutter eingenommen; man empfand es gleichmäßig in allen seinem Scepter untergebenen Landen, es kam über sie hin wie anbrechendes Morgenlicht und wie ein Frühlingswind des Geistes. Um einige Jahre früher war er für acht Tage zum Besuch in der Nachbarstadt der Karthause eingekehrt, hatte damals bereits in ihr für seine Grundsätze der Glaubensduldung und der Menschenliebe Boden zu bereiten gesucht. Die bis dahin streng und ausschließlich katholisch gewesene Stadt besaß seitdem zum erstenmal mehrere Beamte protestantischer Konfession, vielleicht nicht zu innerlichem Wohlgefallen Maria Theresias; jetzt, da Joseph II. selbst und allein die Zügel der Regierung übernommen, wagten sich unter seiner mächtigen Aegide vertrauensvoll viele Hände zur Mithilfe an seinem großen Lebenszweck, der Herrschaft schöner Menschlichkeit, hervor. Ein reges Aufstreben begann, das sich von belebendem Blut durchflossen fühlte. Die geistigen Thätigkeiten, Wissenschaften, Dichtung und Künste wetteiferten nach neuen Zielen, Maler, Bildhauer und Baumeister, die Kunst der Holzschneidung und der Kupferstechung, die Buchdrucker und der Buchhändler; die Feder blieb nicht zurück im Dienst des neuen Auf-

schwungs, ließ eine Zeitschrift in die Welt gehen, die als ihr Trachten aussprach: „Das Recht der eignen Untersuchung zu retten, verkannte Wahrheiten zu verbreiten, schädliche Vorurtheile, Thorheiten und Mißbräuche zu bestreiten, Menschenliebe und Duldung allgemeiner zu machen, überhaupt zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens beizutragen.“ Es war gewaltig, daß so viel Licht aus Haupt und Hand eines Menschen auf dem Thron entfließen konnte, natürlich nicht ohne ingrimmige Feindschaft derjenigen gegen sich zu erzeugen, welche nur in der Finsterniß ihrem Vortheil nachzugehen vermochten, oder mancher auch, deren Augen von frühester Kindheit auf einzig an Dunkelheit gewöhnt waren. Die Karolina, das drakonische Strafgesetz Karls V., mit ihr die Folter und der Hexenprozeß, die Frohnden und die Leibeigenschaft wurden aufgehoben, jegliches Vorrecht eines Standes oder einer Person dem Gesetz, der Gerechtigkeit gegenüber. Und ingleichem der Jesuitenorden, die Exorcismen, das mittelalterlich überlieferte Asylrecht der Kirchen und Klöster. Für die letzteren ward ein vor dem vierundzwanzigsten Lebensjahr abgelegtes Ordensgelübde verboten und als ungültig erklärt.

Doch auch im Aeußeren hatte die zweite Hälfte des Jahrhunderts für die Stadt mannigfache Ver-

änderungen mit sich gebracht. Sie war seit ihrer Begründung von starkem Gemäuer umzogen, dann später eine vollständige Festung nach Vauban'schem System gewesen; nun ward sie dieser unnützen, nur unter Umständen gefährlichen Würde entkleidet. Man übergab dem Stadteigenthum sowie den einzelnen Bürgern als Anliegern die Bastionen, Gräben und Kontreskarpen zur Abtragung oder beliebigen Benützung; auf den alten Werken wurden Reben gepflanzt, Baumgänge und Gärten angelegt. Auch draußen vor den offenstehenden Thoren in Thal und Feld besserten sich die Straßen und Wege nach den benachbarten Ortschaften. Man bedurfte keines mittelalterlichen Mauerschutzes mehr, Friede und Gesetz herrschten, der Geschäftsmann, der harmlose Wandrer genossen auf Weg und Steg die nämliche Sicherheit wie in den Gassen der Stadt. Die neue Zeit führte auch in dieser Richtung etwas bisher nie Gekanntes mit sich. Unbewaffnet und sorglos konnte der einzelne sich draußen der Natur erfreuen, weit hinaus „spazieren gehen"; selbst eine Frau, ein Mägdlein durften sich dazu in Ruhe getrauen, brauchten nicht zu befürchten, daß ihnen Gefährliches oder auch nur Unziemliches begegne.

Und von dieser neuen Lebensvergünstigung machte an einem Maiennachmittag des Jahres 1780 ein

junges Mädchen oder, wie die Zeit es benannte, „Frauenzimmer“ Gebrauch. Sie hieß Agathe Edinger und war die Tochter eines wohlhabenden städtischen Rathsmannes, doch lebte sie seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode ihrer Eltern als Waise und alleinstehend bei einer alten Verwandten, richtiger diese mit ihr in dem ererbten Hause Agathes. Das hatte der letzteren früh Selbständigkeit verliehen, indeß lag eine solche auch schon in ihrer Natur. Sie war ein großes, starkes Mädchen; wenn sie durch die alte, niedrige Thür ihrer Wohnung trat, rührte sie mit dem blonden Scheitel fast an den Tragbalken der Pfosten. Alles an ihr legte die gleiche gesunde Kräftigkeit an den Tag, der Gliederbau, die gewölbte Brust, Hand und Gesicht. Die beiden letzteren entsprachen vielleicht nicht dem Begriff weiblicher Grazie, wie diese in verfeinerten Kreisen aufgestellt und gefeiert wurde, aber für den Blick eines Malers, mehr noch eines Bildhauers waren sie schön und edel gebildet. Aus ihren Formen sprach eine plastische Ruhe und Sicherheit, und auch der Ausdruck der Züge, der dunkelblauen Augen stimmte voll damit überein. Sie sagten, daß Agathe Edinger trotz ihrer erst achtzehn Jahre fest auf sich selbst ruhe. Sie kannte keine Furcht; das ließ sie auch gleichgültig allein hier umherwandern, die Ein-

samkeit zu suchen, die sie liebte. Es war nicht die Natur, von der sie aus der Stadt herausgezogen ward, obwohl ihr Blick ab und zu einmal kurz auf einer Frühlingsblume, einem flatternden Falter haften blieb. Ihr Zweck ging dahin, mit sich und dem, was sie in sich trug, ungestört allein zu sein.

Das von ihrem Innern als werthvoll Erkannte erfaßte sie mit gleicher Kraft der Seele, wie ihr Körper sie kundgab, und so verwandte sich ihr ganzes Geistesleben nur auf ein einziges Trachten. Ihr Elternhaus war ein katholisches und voll rechtgläubiges gewesen, sogar häufig von Angehörigen der Geistlichkeit besucht und von diesen als ein musterhaftes bezeichnet. Doch hatte man in ihm nie das Irdische unterschätzt, etwa als bedeutungslos zurückgestellt, sondern nach gewissenhafter Erfüllung aller kirchlichen Tagesvorschriften die übrige Zeit, soweit es möglich fiel, dem fröhlichen Lebensgenuß hingegeben, welchen die katholische Lehre ihren Anhängern, besonders in südlichen Ländern, stets mit beifälligen Mienen verstattet, ja von ihnen erwünscht hat. Von Kindheit auf aber hatte Agathe dies nicht zu begreifen, eine solche Doppelgültigkeit des Himmlischen und des Weltlichen in ihrer Brust nicht zu vereinbaren vermocht. Die Kraft ihrer körperlichen Natur, die sie schon als Kind besaß, ließ sie gleichfalls mit

starken Sinnentrieben begabt vermuthen, und diese mochten auch in ihr liegen und eine Zeitlang von ihr bekämpft worden sein. Allein dann waren sie der stärkeren Kraft ihres Gemüthes unterlegen, das im Hause, wie täglich in der Kirche, die Richtung auf das Uebersinnliche in sich aufgenommen. Agathe Edinger gehörte jedoch in nichts zu den Kopfhängerischen und Asketischen, bildete eher vollsten Gegensatz zu einer Betschwester, einer Büßerin oder Pharisäerin; ein zur Schau Tragen ihrer Frömmigkeit hätte ihrem innersten Wesen widerstritten. Sie nahm in gleicher Weise an den Mahlzeiten der andern Theil, stillte ihren Hunger und Durst, sorgte dafür, sich durch ihre Kleidung gegen Kälte und Sommerhitze zu schützen, that, was zur Erhaltung der Gesundheit, leiblicher und geistiger Frische nöthig fiel. Aber dies war ihr Mittel zum Zweck, nicht Befriedigung eines eigenen Begehrens. Ihr einziges Verlangen richtete sich auf das andere, ihr vom Glauben verheißene Jenseitsleben voraus, und sie konnte nicht fassen, wie für Jemanden, der diese Erwartung in sich trage, irgendetwas des irdischen Menschendaseins einen wirklichen Werth zu besitzen imstande sei. Ihr schien, jeder müsse alles dagegen als von gleicher Nichtigkeit erkennen und empfinden, denn sie erkannte es für sich so mit ihrer Vernunft, mehr aber noch empfand

sie es in ihrem Gemüth, das ganz von einer kindlich innigen, fast leidenschaftlichen Erwiederung der göttlichen Vaterliebe ausgefüllt ward. Was diese ihr gebot, vollbrachte sie ohne Unterlassung; sie ging aufs treulichste ihren häuslichen Pflichten und Arbeiten nach, ehrte ihre Eltern, half Bedürftigen, suchte Unglückliche zu trösten, kam jedem freundlich und willig entgegen. Doch ihre Seele nahm daran nur Theil oder ward nur davon berührt, weil sie es nach den Geboten Gottes that und ein Abglanz des ewigen Lichtes darüber fiel. So war sie aufgewachsen, sich ihres Rufnamens freuend, den sie, als am fünften Februar getauft, nach dem Tage der heiligen Agatha empfangen. Die letztere hatte als eine Jungfrau aus vornehmem Stande im dritten Jahrhundert, sich zum Christenthum bekennend, zu Palermo gelebt und war, weil sie die Liebesanträge des heidnischen römischen Statthalters Quintianus zurückgewiesen, auf den Befehl desselben über glühenden Kohlen zu Tode gemartert worden. Agathe Edinger hörte sich deshalb von denen, die ihr näher standen und sie mit ihrem Vornamen ansprachen, gern Agătha benennen, wie auch ihr Beichtvater es that. Sie ward dadurch an ihre heilige Taufpatronin gemahnt, mit dieser in einer schönen Empfindung verknüpft, und wenn auch gegenwärtig kein Mädchen mehr als Märtyrerin ver-

brannt wurde, fühlte sie doch bei dem Gleichklang ihres Namens freudig die Bereitwilligkeit und die Kraft in sich, wenn es sein müßte, ebenfalls für ihren Glauben das Schwerste auf sich zu nehmen und zu leiden.

So wanderte das große, starke Mädchen mit den kräftigen sanften Zügen heute am Mainachmittag langsam draußen durchs Feld vor dem Stadtthor umher. Einsame Stille umgab sie hier, der Himmel lag über ihr wie eine unermeßliche blaue Domkuppel, und unter dieser fühlte sie sich stets dem vollen Drange ihres Herzens noch näher, als wenn das Gewölbe der Kirche auf ihre Andacht herabsah. Der goldene Wiederglanz der Abendsonne von allen Dingen ringsumher erfüllte ihr Sinne und Seele mit noch süßeren Ahnungsschauern, als das geheimnißvolle Licht der farbigen Domfenster. Ihr Gemüth neigte nicht zum dämmernd Verschwimmenden, sie sah lieber in die klare Himmelshalle, die ihren Gedanken und ihrem Fühlen verwandter war. Ohne es zu wissen, besaß Agathe Edinger in ihrem Innersten einen Zug zur Schönheit der Natur.

Die Sonne trat auf einen fernen Gebirgsrand, der Tag neigte sich zum Ende. Nun machte die einsam Dahinschreitende eine leicht-unwillkürliche Bewegung, von ihrem Pfade abzubiegen. Aus einiger Weite tauchte eine männliche Gestalt auf und kam ihr ent-

gegen. Doch der Antrieb Agathes, jener auszuweichen, bestand nur in einer flüchtigen Regung, sie hielt gleich danach ruhig ihren Weg inne.

Den Ankommenden führte nicht der Zufall hierher, man sah's, und sie wußte es ebenfalls. Ein junger Mann war's, im gleichen Maße der Größe und Kräftigkeit für sein Geschlecht, wie sie für das ihrige, ungefähr um vier Jahre älter als sie. Er hieß Ignaz Burkheim, sein Name wies in alte Zeit zurück, ließ eine Seitenabstammung von einem ehemaligen ritterlichen Hause vermuthen, und auch seine Züge trugen etwas Dahindeutendes. Ebenfalls früh verwaist, war er ein Kind der Stadt, auf der gelehrten Schule derselben gebildet, jetzt seit mehreren Jahren Student an der Universität, doch nach mancherlei Richtungen eine zwiespältige Natur. Zum Lebensberuf hatte er die medizinische Wissenschaft gewählt, aber künstlerische Neigung und Fähigkeit zogen ihn zum Zeichnen und Malen. Und so lag auch in seinem Wesen sich Widersprechendes; von ursprünglich lebensfreudig-heiterer Sinnesart, neigte er doch nicht selten zu einem schwermüthigen Hang; sein Sprechen und Thun war zumeist ein zaghaft-ungewisses, allein es konnte zu einem jähen Entschluß, einem plötzlichen, fast gewaltthätigen Willen erstarken. Das hatte Agathe Edinger, als sie beide Kinder ge-

wesen, dann und wann erfahren. Sie wohnten benachbart und kamen oft zusammen; gemeinsamer Trieb, wenn auch aus verschiedenen Ursprüngen, führte sie dazu. Der Knabe suchte an ihr eine Spielgefährtin, und sie willfahrte bereit seinen Wünschen in der Hoffnung, bei solchem Zusammenbetreiben ihm gleichfalls ihre Glaubensinnigkeit einzuflößen. Das erschien ihr als höchster, belohnendster Lebenszweck, den sie mit unermüdlichem Eifer und Ausdauer verfolgte. Doch das Ergebniß entsprach dieser nicht; Ignaz erfüllte wohl seine religiösen Vorschriften, aber außerhalb der Kirche war ihm andres, die Natur, alte Bild- und Bauwerke der Stadt, selbst das lustige Spiel, wichtiger; nicht Zusammenkommendes schied sein Trachten von dem innersten, alleinigen Auffassen und Empfinden des Mädchens. Für ihren heißen Seelenwunsch indeß gab sie ihm nach, ließ sich zu scheinbar sie selbst mitreißendem lebhaftem Treiben bewegen. Dabei schlug sein gewöhnlich zages Benehmen zuweilen plötzlich ins Gegentheil um; in der Erregung suchte er ihr seinen Willen aufzuzwingen, rücksichtslos, wenn es nicht anders möglich fiel, mit Anwendung seiner körperlichen Kraft. Auch sie besaß jedoch solche in ungewöhnlichem Maß und leistete ihm starken Widerstand. Dann hielt er wohl, zur Besinnung gelangend, erschreckt inne, ließ

sie los und bat sie um Verzeihung. Sein Gesicht nahm dabei einen heftigen Ausdruck tiefer Bekümmerniß über sein Thun an, daß sie auch erschrak; ihr war's, als könne er sich irgendetwas Schlimmes zufügen, wenn sie ihm nicht vergebe. Einmal indeß hielt er sie gegen ihr Ringen mit überlegener Gewalt der Hände fest und sagte: „Du mußt meine Frau werden, gelob es mir, eher lasse ich Dich nicht!“ Sie antwortete: „Ich heirathe nie Jemanden und Dich am wenigsten; im Himmel freit man nicht und wird nicht gefreit, und hier auf der Erde lebe ich nicht.“ Da sah er ihr schwermüthig-starr in die Augen und wiederholte: „Du willst auf Erden nicht leben? Dann will ich es auch nicht,“ und seine Arme fielen von ihr ab.

Das waren Knabenworte beim Kinderspiel gewesen, rasch verhallt und vergessen. Aber eine Wurzel hatten sie hervorgetrieben, von welcher der Sprecher damals selbst nicht gewußt, für die ihm mindestens noch Erkenntniß und Verständniß gemangelt. Und diese Frühlingswurzel starb nicht mit den Jahren, den Wintern, die über sie hingingen, ab, sie dauerte, wie von immer bleibender Sommerwärme genährt, fort, senkte ihre Triebe zu unlösbar festem Verwachsen in den Boden, drin sie sich entwickelt. Ignaz Burkheim ward ein Jüngling, ein kraftvoller junger Mann, und sein Mund

sprach keine so knabenhaft thörichten Worte mehr. Doch statt dessen redeten seine Augen sie, wenn er Agathe Edinger antraf, ob auch stumm, für ein weibliches Gefühl nicht mißzuverstehen. Aus den Fenstern schaute verstohlen manches reiche und vornehme Mädchen ihm auf der Gasse nach und hätte innerlich frohlockt, wenn sein Blick sich einmal so auf sie gerichtet haben würde. Aber er achtete keiner von ihnen, vor seinem Gesicht stand und lebte nur die Eine. Sie hatte ihn wider Willen unzertrennbar an sich gebunden, als ob sie ein Jahrzehnt lang rastlos nur Fäden gesponnen, um dies zu vollbringen. Und doch war all ihr Streben auf das Gegentheil verwandt gewesen, seitdem sie zu fühlen, zu erkennen angefangen, was aus der Wurzel seines Herzens hoch und höher wie zu zwei leuchtenden Blüthen in seine Augen auftrieb. Sie vermied das häufige Zusammenkommen mit ihm, sann über Mittel, ihn auf andere Wege zu leiten. Die Hoffnung, in ihm einen Bruder für ihre ausschließliche, überweltliche Liebe zu Gott zu finden, hatte sie trauernd aufgegeben, doch allabendlich schloß sie in ihr Gebet die Bitte ein, daß Gott diese irrende irdische Liebe, unter der er leide, aus seinem Herzen fortnehmen möge. Denn man sah, er litt darunter; sein Mund gab ihr keinen Ausdruck, von beiden war das Wort „Liebe“ niemals genannt

worden. Aber er wußte, daß seine Sehnsucht hoffnungsleer sei, und der heitre Sinn, den der Knabe besessen, ward im Gang der letzten Jahre mehr und mehr von dem entgegengesetzten Hang zu grübelnder Schwermuth überwältigt. Er suchte diese durch eifriges Betreiben seiner Wissenschaft zu bekämpfen, indeß sie erwies sich ihm machtlos, wie auch die Kunstübung in der Malerei. Nur die Einsamkeit der Gedanken in der Stille der Natur vermochte noch sich etwas beschwichtigend auf die Trübung seines Gemüthes zu legen.

So kam Ignaz Burkheim heut auf dem einsamen Feldweg daher, Agathe entgegen, und ihre Regung, als sie ihn erkannte, war gewesen, dem Zusammentreffen mit ihm auszuweichen. Zweifellos war er ihr aus der Stadt nachgefolgt und auf einem Umweg vorausgeeilt, um ihr hier dergestalt begegnen zu können. Das that ihm nicht gut, mußte auch sie in ihrer schönen Andachtsstimmung beeinträchtigen, und eine heilende beglückende Macht auf seine Seele, wie sie es als Kind gehofft und gewähnt, konnte sie ja doch nicht üben. Aber sie hatte ihn wohl seit länger als einem Monat nicht mehr gesehen, es verursachte ihm sicherlich ein Wehgefühl, wenn sie so offenbar vor ihm abbog, hätte vielleicht ein Empfinden wecken können, als scheue sie sich, mit ihm hier im verlassenen Felde zusammen-

zutreffen. Das beides wollte sie auch nicht, und so behielt sie ruhig ihre Richtung auf ihn zu inne.

Wie sie sich jetzt näher entgegenkamen, hätten sie einem Zuschauer als ein Menschenpaar erscheinen müssen, das, wie nur selten eines, von der Natur für einander geschaffen sei. Soweit es zwischen Mann und Weib möglich fällt, ohne die Eigenart ihrer Geschlechter unschön abzuschwächen, lag eine nahe Verwandtschaft in ihren Gestalten, ihrem Gange und ihren Bewegungen, in allem, was sich als bezeichnend in dem Bilde eines Menschen ausprägt. Nur der Ausdruck der Gesichter war ein voll verschiedenartiger; ein heiter sicheres Bewußtsein der inneren Ruhe sprach aus dem des Mädchens, während Trostlosigkeit schmerzlich und bitter in die Züge des jungen Mannes eingefurcht stand. Aus seinem Anblick kam ihr die Erinnerung an Tage, in denen sie sich als Kind zuweilen über eine Veränderung in seinem Antlitz erschreckt hatte.

Nun begrüßte er sie durch Lüften seines Hutes, reichte ihr die Hand und sprach sie an. Alles in ihrem äußeren Verkehr war immer wie früher verblieben, einfach und natürlich, gleich ihrem Benehmen und ihrer Kleidung. Wie beide nichts von der Modetracht der Zeit an sich zeigten, sie keinen bauschenden Reifrock mit gepudertem Haartoupet der Frisur, er

keinen Schoßrock von gelber oder papageiengrüner Farbe mit dreieckigem Chapeau-bas auf einem weißen Haarbeutel trug, so hatten sie auch nicht die feine Sitte der großen Welt und der sich vornehm gebahrenden Bürgerkreise angenommen, ihre Anrede aus Kindertagen zu verändern, weil sie nicht mehr Knabe und Mädchen wären, sondern „Herr“ und „Fräulein“ geworden. Sie nannten sich „Du“, wie ehedem; das „Sie“ wäre ihnen unsagbar abgeschmackt erklungen und sie hätten es nicht über die Lippen gebracht, denn in Gedanken sprachen sie sich doch selbstverständlich in der alten Weise an. Und so sagte Ignaz Burkheim jetzt:

„Ich habe Dich lange nicht gesehn, Agathe, aber ich freue mich, Dein Aussehn sagt, es geht Dir wohl.“

Nichts von den üblichen, zierlichen oder gezierten Redewendungen der Zeit auch lag in seinen Worten, nur der zaghaft ungewisse Ton der alten Knabenstimme klang draus. Er wußte, daß es ihr unlieb sei, ihm hier zu begegnen, hatte es sich vorher gesagt, doch nicht die Kraft besessen, diesen Augenblicken trüben Glückes zu entsagen. Das machte ihn ihr gegenüber heut noch scheuer befangen als sonst. Sie hörte es aus seinen Worten hervor, sah es in seinem Blick, und das sichere Gefühl der Ruhe ihres Herzens regte ein Mitleid an seinem Zustand in ihr. Freundlich antwortete sie:

„Ich freue mich auch, Ignaz, Dich einmal zu sehen; wie Du sagst, es ist in der letzten Zeit nicht häufig geschehn. Du arbeitest wohl viel, und da thut Dir ein Gang im Freien, in frischer Luft gut. Ja, ich freue mich, Dich hier in ihr zu finden."

Ein zarter Sinn ließ sie das letzte nochmals wiederholen, daß es ihr Freude, nicht Unliebsamkeit bereite, mit ihm zusammengetroffen zu sein. Seine Augen sprachen den Wunsch, neben ihr auf dem stillen Wege gehen, sie begleiten zu dürfen. Das hatte ihre Erwiederung nicht abgewiesen, und so schritten sie miteinander fort.

Er suchte nach Gegenständen für ein Gespräch, nach gleichgültigen, möglichst von ihnen selbst fernabliegenden, denn er wollte nur, traumgleich von ihrer Gegenwart beschwichtigt, das Glück der Stunde in sich aufnehmen. Aus solchem Wunsch knüpfte er an das an, was die Stadt seit dem im vorigen Spätherbst erfolgten Tode Maria Theresias vielfältig bewegte, an die Neuordnungen des Kaisers, den Aufschwung der Geister in Wissenschaft und Kunst. Seine Natur mochte geschaffen sein, regen, selbstthätigen Antheil daran zu nehmen, doch so wie das Leben ihm gefallen, sein Dasein verschattet hatte, empfand er das von der alten Hofburg ausgehende neue Sonnenlicht nicht in

sich, kam das, was er redete, nur müde und gleichgültig über seine Lippen. Fast schien's, als stimme er mit der kopfschüttelnden Entgegnung Agathes überein, es bilde ein großes Unglück und eine schwere Prüfung für die Welt, daß die fromme, gottgetreue Kaiserin hingeschieden sei. Der Beichtvater und der sonstige geistliche Umgang des Mädchens hatten ihr tiefinnerliche Abneigung und Befürchtung vor den Maßnahmen des neuen Herrschers eingeflößt. Sie sah in Joseph dem Zweiten einen andern Diokletian für die Kirche, den Antichrist der Offenbarung Johannis auf den Thron gelangt, einen Widersacher Gottes und Ausrotter des Glaubens in Deutschland. Und aus dem Munde ihrer priesterlichen Freunde gab sie der Furcht vor dem Einbruch einer schlimmen Zeit Ausdruck, in der die Gottlosigkeit auf der Erde zur Macht kommen und der gläubige Sinn nirgendwo mehr Schutz und Zuflucht finden werde. Schweigend hörte Ignaz ihren Aeußerungen zu, dann erwiederte er, als sie schwieg:

„Wenn Du besorgst, die Welt und das Leben werde Dir nicht mehr ertragbar fallen, warum thust Du da nicht, was manch Andere, denen es so gewesen, vor Dir gethan, und suchst die Zuflucht auf, die einem hoffnungslosen Gemüth immer noch auf der Erde offen steht?"

Seine Meinung nicht verstehend, fragte das Mädchen: „Wo thäte sie das?“

„Für Dich und Deine Gedanken, bedünkt mich, am sichersten in der Stille eines Nonnenklosters.“

Daß er dies aussprach, ihr fast anempfahl, bekundete voll das Gefühl der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe. Agathe aber blickte ihn überrascht an; trotz ihrer Schätzung aller Erdendinge als nichtigen Werthes hatte sie noch niemals daran gedacht, in ein Kloster zu treten. Wie er das Wort ausgesprochen, mußte sie sich selbst in diesem Augenblick fragen: Warum nicht?

Kurz lag es mit einer Unklarheit, einer leichten, ihr sonst fremden Verworrenheit des Empfindens in ihr. Dann jedoch fand sie die Antwort und ertheilte diese zugleich auch laut ihrem Begleiter. Ihre Natur besaß keinen Trieb zur Gemeinschaft mit Andern, mit Vielen. Was sie in sich trug, wurde dadurch am höchsten schön und glückvoll, daß sie es allein in ihrer Seele hegte. Das machte ihr die Feldstille unter dem weiten Himmelsgewölbe zu einer weihereicheren Andachtsstätte, als die Kirche im Gedränge der Menschen.

Langsam fortschreitend, waren sie in ein einsames Gebiet gelangt. Schmal wand sich der Weg zwischen einzelnen, mit aufgewuchertem Gesträuch bedeckten kleinen

Erderhöhungen dahin, wilde Rosen mit noch geschlossenen Knospen schlangen ihr Gerank dazwischen; von oben sahen dunkle Bergspitzen herein, sonst drang kein Blick hierher. Nur ein rother Glanz der scheidenden Abendsonne schwebte wie ein Lächeln des Frühlings über den Blättern.

Ignaz sah stumm ein Weilchen umher; nun versetzte er auf die Erläuterung des Mädchens:

„Ja, es ist schöner, weihevoller hier, als in der Kirche, das wenigstens empfinden wir gemeinsam, Agathe. Das höchste, was der Mensch in sich aufnehmen kann, es kommt aus dieser Schönheit der Natur. Sie ist dem Menschenherzen verwandt, es ist für sie geschaffen, denn sonst könnte es sie nicht so in sich aufnehmen. Es ist der Himmel, der die Erde küßt, und die Sonne knüpft sie mit goldenen Fäden aneinander.“

Seine Stimme klang anders als bisher, der lieblich berührte Sinn des Künstlergemüthes, einer dichterischen Erregung hatte aus ihr gesprochen. Die Brust der Zuhörerin durchlief es mit einem freudigsüßen Schauer, der Himmel hatte sie zusammen hierhergeführt, es war ein Augenblick, doch vielleicht noch auf seine Seele Wirkung zu üben, und sie versetzte rasch:

„Ja, es ist schön, weil es aus der Hand Gottes kommt, um uns zu ihm empor zu ziehen, Ignaz.

Das redet daraus zu unserem Herzen und erfüllt es mit Wonne. Denn es spricht von der Heimath, die unserem Leben im Himmel bereitet steht."

Sie waren stillgestanden, die Hand des jungen Mannes hob sich nach einem Strauch vor ihm, er sagte:

„Sieh, die Rose will blühen, die Natur hat sie dazu erschaffen —"

Er brach eine wilde Rosenknospe, hielt sie dem Mädchen entgegen und wiederholte:

„Sieh, die Rose will blühen, und Du willst nicht auf der Erde leben, Agathe?"

Das alte verhallte Wort aus Kinderzeit war's, das sich ihm über die Lippen gedrängt. Auch ihr war's im Gedächtniß geweckt, sie antwortete:

„Als Kind ahnte ich es nur noch, was ich jetzt weiß —"

Er fiel nochmals mit der gleichen Frage ein und seine Stimme zitterte: „Du willst nicht auf der Erde leben, Agathe?" Seine Finger umfaßten, die Rose haltend, ihr Handgelenk und drückten ihr mit der kleinen Blüthe einen Dorn wider den Arm, daß ein rother Tropfen aus diesem hervorquoll. Sie schüttelte jetzt, ihn ernst anblickend, den Kopf: „Du weißt es, auf Erden nicht — was willst Du? Du thust mir weh."

Es war zum ersten Mal eine Antwort von ihr auf das nie zwischen ihnen Gesprochene. Doch nun stieß er aus: „So muß ich Abschied für's Leben von dem Munde nehmen, der es gesagt!“ und plötzlich warf er beide Arme, sich fest verschlingend, um ihren Nacken. Einen Augenblick stand sie wie von Undenkbarem betäubt, dann bot sie alle Kraft ihrer Körperstärke auf, sich zu befreien. Doch umsonst, der Gewaltthatsdrang des Knaben war in ihm zur Entfesselung gelang und erzwang sich seinen Willen. Mit Uebermacht hielt er sie, zog sie dichter an sich, drückte seine Lippen auf ihren nach Athem ringenden Mund. Eine Sekunde lang nur, dann ließ er sie frei.

Jetzt stand sie, hastig einige Schritte zurückgefahren. Ihre Brust kämpfte noch um Luft, ihre Augen warfen ihm Blicke des Abscheus entgegen. Dann gewann sie Sprache: „Deshalb suchtest Du mich hier? Verbirg Dein ruchloses Gemüth vor dem Gesicht Gottes und der Welt! Ich kann nicht mehr für Dich beten, Du bist ein sündhafter, schlechter Mensch!“.

Sie wandte sich und ging rasch davon. Er blieb reglos, ihr nachblickend, stehen, wie gelähmt, auch wie geistbetäubt jetzt. Ihr Gesicht drehte sich nicht mehr um; wie sie ihm hinter einem Buschrand entschwunden, ging sie nicht mehr, sondern lief der Stadt zu und

noch weiter durch die Gassen, bis in ihre Kammer hinein, die sie hinter sich abschloß. Hier kniete sie auf ihrem Betschemel nieder und blieb lange so liegen. Die Muhme rief sie zur Abendmahlzeit, doch sie antwortete, daß sie nicht Hunger habe. Dann kleidete sie sich im Dunkel aus und lag wieder mit gefalteten Händen auf ihrem Bett. Doch sie konnte Ignaz Burkheim nicht mehr in ihr Gebet einschließen. Dessen hätte sie ihn nicht fähig gehalten; wie hatte sie sich durch so lange Jahre doch in ihm getäuscht. Das Gefühl seiner abscheulichen That verließ sie nicht, so wie er ihr während ihres vergeblichen Ringens gegen ihn vor Augen stand. Nach dem göttlichen Gebot strebte sie, all ihre Mitmenschen zu lieben, hatte nie Haß gegen Jemanden gekannt, aber er war ihr zum ersten Mal hassenswerth. Und seltsam mischte noch ein völlig anderes, ein irdisches Gefühl sich ihr hinein. Sie hatte sich bis zu diesem Tage furchtlos stets auf ihre Kraft verlassen, was immer ihr begegnen möge; jetzt empfand sie, daß sie dies nicht mehr könne. Ihr Aufgebot aller Stärke war überwältigt worden, es lag eine Demüthigung ihrer Zuversichtlichkeit darin, und eine Furcht erwuchs ihr d'raus, sie wußte nicht, wovor, wie vor ihrem eigenen Selbst. Unruhe trieb wie mit einem Wellenschlag in ihr auf und nieder, sie konnte nicht einschlafen, ihr war's immer,

als ob sie noch etwas vergessen und unterlassen. Zuletzt faltete sie die Hände nochmals zusammen und sprach laut in's Dunkel: „Vergieb auch in Deiner Liebe, o Gott, Allen, die irrenden Herzens sind, und leite sie auf den rechten Weg!“ Dann schlief sie ein.

Doch seit jenem Tage ging Agathe Edinger nicht mehr vor die Thore in's Feld hinaus. Es fiel ihr schwer, ihre Andacht nur auf die Kirche und das Haus zu beschränken, aber sie mußte es fortan, durfte nicht wagen, sich wieder solcher Begegnung auszusetzen. Um seinetwillen nicht, und um ihrer selbst willen. Wenn er gewahrte, daß sie die Stadt verließ, hätte sie ihn in Versuchung geführt, ihr abermals nachzufolgen, die Schuld auf sich geladen, daß er vielleicht die seinige wiederhole und noch vergrößere. Und für sich selbst war ihr deutlich die Erkenntniß ihrer Schwäche aufgegangen; sie hatte sich ihrer Kraft vermessen gehabt, vielleicht war, was ihr geschehen, eine Strafe dafür gewesen. Selbst in den Straßen fürchtete sie sich Ignaz Burkheim zu begegnen, bog erschreckt zur Seite ab, wenn sie ihn von Weitem daherkommen zu sehen glaubte.

Doch sie glaubte dies nur, es geschah in Wirklichkeit nicht, sie sah ihn niemals wieder. Wochen und Monate vergingen, es mußte sich ihr aufdrängen, denn

er stand zuvor stets irgendwo an den Wegen, wo sie auf ihren Tagesgängen vorüberkam. Zuletzt erkundigte sie sich nach ihm bei Jemandem, der im selben Hause mit ihm wohnte, und erhielt die Antwort, er habe seit Langem schon die Stadt verlassen. Als sie weiter fragte, ward ihr gesagt, an einem Tage im Mai sei er plötzlich verschwunden gewesen; wohin, wüßte Niemand, wohl auf eine andere Universität. Da athmete Agathe befreit auf, wie eine schwere Bedrückung fiel es von ihrer Seele. Sie brauchte das nicht mehr zu fürchten, was sie unruhig in sich getragen.

Der Herbst lag über dem Land, und der Winter kam früh und streng, hielt mit tiefer Schneedecke draußen den Fuß innerhalb der Stadtmauern festgebannt. Stürmisch und regnerisch folgte der Frühling, verstattete dem Mädchen auch jetzt nicht anderen Weg, als den zur Kirche. Aber wenn sie in dieser saß oder kniete, war's ihr oft, sie finde hier das nicht, wonach ihr Inneres sehnsüchtig suche. Es war frostig in dem dämmernden Raum, kalt auch klangen die Worte der Predigt, selbst der Gesang, und sie schmachtete nach Wärme. Nur ein Anhauch der letzteren überfloß sie, wenn einmal ein Strahl der Wintersonne auf die hohen Glasfenster der Kirchenwand fiel und sein Goldlicht durch die farbigen Scheiben bis zu ihr herabwarf.

Doch zumeist stand sie unbefriedigt auf, die Menschen um sie her beengten, entwürdigten ihr das Gefühl in ihrer Brust, zu Hause hob diese sich ihr freier. Aber sie entbehrte auch hier etwas im Zusammensitzen mit der alten Muhme, bei der sie kein Verständniß für die Fragen und Gedanken fand, die ihr Gemüth erfüllten. Der Bildungsgrad ihrer Hausgenossin reichte nicht zu einem weiteren Interesse als für das Alltäglichste und Kläglichste der Lebensführung hin, und gegen diese Nichtigkeit hätte Agathe sogar gern einmal ein Gespräch über die irdischen Umstände der Zeit, das, was sich in Land und Stadt auf dem Gebiet der Künste und geistigen Thätigkeit zutrug, geführt, wenn es auch vergänglicher Art und für das wahre Leben der Seele ohne Werth und Bedeutung war. Dazu indeß besaß die Geistesverdumpfung der Alten noch weniger Fähigkeit; ihre Gedankenwelt ging nicht über Essen und Trinken und das einförmige Ableiern von Rosenkranzgebeten hinaus, daß der leere Ton Agathe manchmal wie eine körperliche und geistige Pein im Ohr berührte und sie davontrieb, um die stille Einsamkeit ihres Zimmers zu suchen.

Dann aber kam spät der wirkliche Frühling mit Sonnengold und Himmelsblau, und Verlangen zog das Mädchen zum ersten Mal wieder in's Freie. Sie ging

am Nachmittag durch das ostwärts gewandte Thor der Stadt unter busch- und rebenbedecktem steilem Berghange entlang. Die Welt der Natur breitete sich genau so vor ihr aus, wie sie dieselbe zuletzt gesehen und schön in der Erinnerung trug, denn es war wieder ein Tag im Anfang des Mais. Ihr Fuß wollte auf vertrauten Weg zur Rechten ablenken, doch vor ihrem vorangehenden Blick stieg drüben über die Thalausmündung hin etwas Bekanntes vor ihr in die Höh', ein Gebüsch in der Feldverlassenheit, das ihr auch eine Erinnerung wachrief, aber keine schöne und friedliche, sondern sie mit unruhig schnellerem Herzschlag überkommend. So behielt sie den Pfad unter dem felsigen Gebirgsrand inne. Er führte, bald im Schatten von alten Bäumen, bald im Sonnenlicht, an einem hellen, schnellschießenden Bach entlang, droben in den hohen Bergen seines Ursprungs schmolz noch der Schnee. Frühlingsblumen nickten weiß, blau und roth an den Rändern des klaren Gewässers, verspätete Veilchen noch dazwischen. Die Wandernde pflückte von ihnen, ihr war's, als ziehe sie zum ersten Mal den süßen, zarten Duft derselben ein. Den besaßen sie doch nur, von Gott damit begabt, daß der Menschensinn sich d'ran erfreuen sollte. Für sie selbst und alles sonst auf Erden hätte er ja keinen Zweck gehabt.

Hinter ihr war der geräuschvolle Tagesbetrieb in den Gassen verstummt, nur das Geplätscher des Wassers klang um sie, und dann nach einer Weile kam ihr noch ein anderer Ton durch die hauchlos stille Luft entgegen. Er war ihr fremd, sie wußte nicht, woher er rühren möge; die Augen gewahrten nichts, der eigenthümliche Schall tönte um eine hohe, vorspringende Felswand herüber. Doch nun umbog diese der Weg, und das immer gleichmäßige Geräusch erklärte sich. Gezahntes Eisen durchschnitt einen mächtigen Tannenstamm zu Brettern, unerwartet befand Agathe sich dicht vor dem Sägewerk der Karthause.

Obwohl die Entfernung von der Stadt nur eine halbe Stunde betrug, war sie noch nie bis hierher gekommen, kannte das Kloster nur dem Namen und der Beschreibung nach, ihr Weg hatte sie immer in anderer Richtung geführt. So lag überraschend das große Gebäude mit seiner besonderen Umgebung vor ihr. Der Frühling schien sich eine Heimath, einen Thron seiner lieblichen Hoheit hier in der friedevollen Bergeinbuchtung aufgeschlagen zu haben, rings an den nickenden Waldesrändern ruhte schweigsamer Sonnenglanz, die weichen Mattenhänge flossen in ihm wie reglos gewordene grüne Wellen herab. Nichts bewegte sich in dem freundlichen Bilde, als unter dem Dach eines

offenen Schuppens die stetig auf- und niedergehende Säge.

Auch eine solche hatte das Mädchen noch nie in ihrer Arbeitsthätigkeit gesehen, sie trat dichter herzu. Einige hohe Bäume standen nah daran, ihre Schattenwipfel über ein altes Heiligensteinbild zusammenwölbend; auf eine Grasböschung neben diesem ließ Agathe sich nieder. So betrachtete sie den Fortschritt der zackigen Schneide durch den kaum merklich sich gegen dieselbe vorwärts rückenden Baum. Es saß sich schön so; der Duft der Veilchen in ihrer Hand stieg zu ihr auf, vom hohen Dach der Karthause stach ein kleiner schwarzer Vogel gegen den Himmel ab, und aus seiner Kehle quollen unermüdlich lang hingezogene freudige Flötentöne hervor. Offenbar war er ein Nachkomme jener ersten gefiederten Gäste, die vor bald einem halben Jahrtausend „ihren Flug zu den Vätern gehabt und Wohnung bei ihnen genommen". Man empfand aus seinem Gesang, er fühlte sich hier in einer angestammten sicheren Heimath.

Nun nahm Agathe erst gewahr, daß sich unter dem Dach des Schuppens auch eine Menschengestalt regte. Sie hätte sich zwar selbst sagen können, daß Jemand das Sägewerk bedienen müsse, aber sie hatte nicht daran gedacht. Der Arbeitende wandte ihr den

Rücken, ein großer, kraftvoller Mann, zu der schweren, Stärke erfordernden Handhabung befähigt und wohl vom Prior des Klosters dazu ausgewählt. Augenscheinlich war es kein „Vater“ im Sinne der alten stadträthlichen Verordnung über den Schutz der „Vögelin“, sondern ein noch junger, erst werdender „Bruder“ in der Laientracht der fratres donati des Karthäuserordens. Auf etwa ein halbes hundert Schritte stand er vorgebückt von der Sitzenden entfernt, die auch er nicht bemerkte. Jetzt indeß drehte er sich bei seiner Beschäftigung, und es durchfuhr Agathe mit einem plötzlichen Schreck. Der Laienbruder, der das klösterliche Sägewerk bediente, war Ignaz Burkheim.

Sie saß wie gliedergelähmt, und so stand auch er einige Augenblicke, sie gleichfalls erkennend. Dann ging es durch seinen Körper wie ein Ruck des Aufwachens durch den eines Schläfers, er setzte den Fuß vor und trat auf sie zu. Sie wollte sich emporheben und davongehen, doch sie vermochte es nicht, die jähe Ueberraschung hatte ihr die Herrschaft über ihre Füße genommen. Und gleich danach kam es ihr aus seinem Anblick, es sei auch kein Grund vorhanden, der sie zum Forteilen treibe. Sein Gesicht sprach, sie brauche sich nicht zu fürchten, daß sein Herankommen sie mit einer Wiederholung seiner Gewaltübung im vorigen Mai bedrohe.

Er sah blaß und magergesichtig aus, doch seine schönen Augen besaßen nichts heimlich Scheues, Unsicheres, wohl keinen Glanz, aber eine stille Ruhe der Beschwichtigung lag in ihnen. So richteten sie sich offenen Blicks in das Antlitz des Mädchens, und nahe hinzutretend, sagte er:

„Der Himmel hat meine Bitte erhört, Dich noch einmal zu sehen, Agatha, ehe diese Mauer mich mit ihrem Gelübde von der Welt abschließt. Ich habe Frieden gefunden, meine Schwester, bis auf das Eine, um das ich bat: meiner Schuld losgesprochen von dem Menschen zu werden, an dem ich sie begangen. Denn ich sündigte an Dir, und nicht Gott allein, sondern auch Du mußt mir vergeben, auf daß ich den vollen Frieden der Seele erlange. Der Blutstropfen an Deiner Hand klagt mich an gleich einem Mörder. Ich bereue es bei Tag und Nacht, Agatha, und ich gäbe freudig mein Leben dafür, daß ich es ungeschehen machen könnte. Du aber bist nicht irdischer Natur, und Dein Herz hegt nicht Erdengefühle, nicht Haß und Vergeltungssucht. Dein Name ist ‚die Gute‘, und er bedeutet ‚die Heilige‘. So gieb mir ein Zeichen Deiner Vergebung, Agatha, daß meine Seele sich von ihrer Schuld an Dir entsühnt und abgelöst fühle.“

Mit leiser Stimme hatte er gesprochen, und selt-

sam fremdartig war der Hörerin aus seinem Munde der Name „Agatha“ erklungen, den sie früher niemals so von ihm vernommen. Das Alles, diese Anrede, sein Eintritt in's Kloster, sein verwandeltes Wesen mit dem Bekenntniß und der reumüthigen Bitte machten sie verwirrt, daß sie nach Gedanken und der Sprache dafür suchen mußte, um ihm zu antworten. Und auch, als sie dies nun that, brachte sie etwas stockend hervor:

„Das habe ich Dir lange vergeben, Ignaz — Du hast Dich ja nicht an mir damit — ich meine, wer Reue fühlt, dem ist seine Schuld verziehn. Und das hat Gott sicherlich gethan, darauf kommt es doch allein an, weil Du gegen sein Gebot verstoßen; welchem Menschen Du Dein Vergehen zugefügt — das ändert ja nichts an der Wägung und Vergebung einer Schuld. Ich wußte es wohl, wenn Dein Name es auch nicht sagt, Du bist doch gut im Innersten, vielleicht besser als ich, und ich bin froh — ich wollte nicht, daß es nicht geschehen wäre. Ja, ich darf froh darüber sein, denn so wurde ich Dir zum Heil, der Anlaß, daß Deine Seele sich auf den Weg gewandt, den meine Fürbitte oft für Dich erhofft. Zwar weiß ich nicht, ob das Hilfsmittel, das Du Dir dafür erwählt — die Natur der Menschen ist ja unterschieden und nicht für

Jeden das Nämliche gleich geeignet. Doch Du bist ja auch noch nicht — ich meine, Du hast noch Zeit vor Dir, Dich zu prüfen. So leb' wohl, Ignaz — ich bin dankbar gegen Gott, daß er mich heute diesen Weg hat gehen lassen, damit ich das von Dir nehmen könnte, was Dich noch bedrückte. Es war sein Wille, ohne den nichts geschieht. Nein, ich habe kein irdisches Gefühl des Hasses und der Vergeltungssucht in mir. Laß Deine Hand mir vergeben, was ich damals gesprochen. Du warst nur zu schwach, doch kein schlechter Mensch. Vergieb es mir — wir sind es ja Alle, wie durfte ich Dich richten!"

Agathe streckte ihre Hand aus, und wie er es vor einem Jahr mit der wilden Rosenknospe gethan, so dachte auch sie nicht daran, daß sie etwas in derselben trage, und bei dem Darreichen ihrer Hand schloß sie den kleinen Veilchenstrauß mit in die seinige hinein. Dann fiel der letztere, als sie den Arm zurückzog, von ihr unbeachtet zu Boden, sie sagte rasch noch einmal: „So leb wohl, und die heilige Jungfrau behüte Dich, sei allzeit mit Dir in deinen Gedanken und in Deinem Herzen." Damit verließ sie schnell den Platz, schlug den Rückweg zur Stadt ein, ohne den Kopf nochmals zu wenden. Erst als sie an den Felsvorsprung kam, drehte sich ihr Gesicht zurück, doch nicht mehr nach der

Stelle, auf der Ignaz noch stand, sondern nur noch einmal das stille Bild der Karthause und ihrer Umrahmung mit dem Blick zu überfliegen. Es hatte sich in nichts verändert, die Sonne war während des kurzen Aufenthalts Agathes, kaum ein wenig die Schatten verlängernd, an den Waldrändern entlang geschritten, und bis auf die beiden Laute von zuvor durchbrach nichts die Ruhe des Mainachmittags. Hochtönig schwoll noch der Gesang der Amsel vom Klosterdach herüber, nur das Geräusch der Säge scholl dem Mädchen anders als vorhin im Ohr. Es wollte ihr keinen Einklang zu dem tiefen Frieden der Natur bilden, kam mit einem harten, schrillmißstimmigen Ton durch die weiche Sonnenluft, als zerschneide das Eisen nicht empfindungsloses Holz, sondern ein lebendig unter ihm zuckendes Gefühl. Nun verhallten beide Töne hinter der Bergwand, die Agathe umschritten.

Wie anders war sie eben erst hier gegangen, von wie anderen Gedanken jetzt erfüllt. Als ob sie ein paar Minuten die Augen geschlossen, einen kurzen, sonderbaren Traum erlebt und nun wieder aufsehe. So war der innigste Wunsch ihres Lebens von Kindheit auf doch in Erfüllung gegangen, der Genosse ihrer Jugend dem gleichen unirdischen Verlangen nach dem ewigen Heil zugewandt wie sie. Und auf welch wun-

derbarem Wege hatte die Hand Gottes ihn dahin geleitet.

Die langsam Fortschreitende dachte nach: Ja, durch sie war es geschehen, sie hatte als Mittel dazu gedient. Ein wie geringfügiges für das hohe Ziel! Ein Blutstropfen an ihrer Hand, den seine Unachtsamkeit hervorgelockt, und darum war er sich gleich einem Mörder erschienen. Und gleich einem Räuber, weil er gewaltsam ihre Lippen geküßt hatte. Wie mancher mochte schon das Gleiche gethan haben, ohne Reue darüber zu empfinden. Nur das feinste Gefühl in einem Menschenherzen hatte die Vorsehung Gottes so zu bitterster Selbstanschuldigung und für seine Absicht nutzen gekonnt. Keinem Andern wäre es in den Sinn gerathen, nach jener That zur Buße, zur Sühne in ein Kloster zu treten.

Aber es war noch das alte Knabenwesen in ihm, wenn er ihr in heftig plötzlichem Aufwallen Gewalt zugefügt, in haltlose Verzweiflung zu fallen, daß sie manchmal befürchtet, er könne sich etwas Schlimmes anthun. Nun war es so geschehen — nur nichts Schlimmes — doch nach dem ersten Erkennen des von ihm begangenen Unrechtes hatte er mit jähem Entschluß eine lebenslange Buße dafür auf sich geladen. Denn als solche mußte nach seiner vorherigen Denkweise das Klosterleben ihm erschienen sein.

War er dafür geeignet? Wenn er es nicht wäre und es ihm nicht zum Heil diente — dann trüge sie die Schuld dran.

Wer kannte sich selbst denn so genau, um dies sicher voraus zu wissen, ein ganzes Leben lang? Wenn er erst wirklich als Bruder dem Kloster angehörte, mußte er Verzicht darauf leisten, je wieder außerhalb der Mauern sich an der Schönheit der Natur zu erfreuen, die ihm früher doch das Höchste gewesen.

Es fiel Agathe ein, daß nach einem neuen Verbot Kaiser Josephs des Zweiten Niemand ein Ordensgelübde ablegen dürfte, ehe er das vierundzwanzigste Jahr vollendet habe. Sie zählte unwillkürlich nach; Ignaz konnte erst im dreiundzwanzigsten stehen.

Ja, sie trüge dann die Schuld daran, weil sie ihm entgegengerufen, daß er ein schlechter Mensch sei, der sich schwer versündigt habe.

Hatte er das denn wirklich gethan? War die Sünde, mit seinen Augen angesehn, eine so schwere gewesen? Er trug Liebe für sie in sich, und wenn sie ihn auch geliebt, hätte in seinem Thun keine Sünde gelegen.

Und hatte sie ihn nur aus unirdischem Gefühl so hart verdammt? War nichts davon aus dem Empfinden einer Demüthigung geflossen, daß seine Kraft der

ihrigen überlegen gewesen, ihr gewaltsam seinen Willen aufzuzwingen? Hätte sie nicht vielleicht mehr Stärke noch aufbieten und es dennoch verhindern gekonnt?

Agathe blickte in die Höh'. Lag da schon das Stadtthor dicht vor ihr? Ihr war's, als könne sie den Weg noch kaum halb zurückgelegt haben.

Nein, sie war nicht „Agatha", die Gute, an jenem Tage gewesen und noch weniger verdiente sie, daß er ihren Namen als den einer Heiligen vorhin gedeutet. Nur Gott hatte alles erst zum Guten gelenkt, nicht ihr eigenes Thun damals. Als sie am Abend im Bett die Hände faltete, begann sie ihr Gebet mit dem Dank, daß Gott sie in ihrer Unwürdigkeit zu einem Werkzeug seiner Pläne ausersehen habe. Dann sprach sie ihre täglichen Bitten weiter bis zum gewöhnlichen Abschluß. Doch ein Weilchen danach, als ihr Mund verstummt gewesen, hub sie noch einmal an und fügte hinterdrein: „Und laß mich nicht die Schuld tragen, wenn es nicht zu seinem Heile wäre, sondern gieb in Deiner Gnade, daß er sich zuvor reiflich prüfe, ob er auch den rechten Weg erwählt hat."

Nach diesem Tage ging Agathe Edinger an jedem Nachmittag wieder ins Freie hinaus, doch nie bis zur Karthause hinan. Der Weg dahin an dem hellen, schnellen Wasser bedünkte sie als der schönste in der Umgebung

der Stadt, und ihn schlug sie oftmals ein. Aber sie verfolgte ihn niemals weiter als bis an den Felsvorsprung, ehe um diesen her das Geräusch der Säge an ihr Ohr dringen konnte. Sie mochte den Ton nicht hören; es war zum ersten Mal, daß ein körperlicher Sinneseindruck ihr Abneigung einflößte. Sonst hatte ihr Gefühl sich gegen alles Derartige durchaus unempfindlich verhalten, und sie begriff nicht, was sie in jenem verletze, doch es war so. Ignaz Burkheim sah sie deshalb nicht wieder; sie hatten sich ja auch gegenseitig Alles gesprochen was nöthig gewesen, sich wechselnd ihre Verschuldung vergeben und konnten frei von Vorwürfen an einander gedenken. Muthmaßlich bediente er auch die Säge nicht mehr, sondern ein andrer Laienbruder. Sogar gewiß, Agathe vernahm es zufällig von einem Geistlichen in der Stadt. Man war in der Karthause hoch erfreut über ihn, denn er brachte eine Fähigkeit mit, die bisher dort gemangelt, gab sich eifrig der Wiederherstellung alter, schadhaft gewordener Gemälde in der Kapelle und im Refectorium hin; ja, er sollte mit der Absicht umgehen, sich selbst an dem Malen eines Madonnenbildnisses zu versuchen. Und es hieß, man werde für ein so nutzbares Ordensmitglied die Laienzeit möglichst abkürzen, um ihn der Klostergemeinschaft sicher zu gewinnen.

Manchmal stieg Agathe jetzt auch auf den gleich am Stadtthor sich emporhebenden Bergrücken hinauf. Geringe Ueberreste einer ehemalig weithingedehnten Burg lagen droben, zu ihnen führte ein alter Weg und weiter durch dichten Laubwald auf dem Gebirgskamm entlang; ab und zu sah man weit in die Ferne. Dem Mädchen wurde allgemach dieser Ausgang der liebste; sie konnte sich dort dem Himmel näher fühlen als im Thal. War sie etwa drei Viertelstunden lang so in kleinen Tobeln und Klingen fortgewandert, dann trat zur Rechten eine größere Veränderung ein. Man erkannte nicht deutlich, welcher Art, der Wald lag zu dicht umher, aber es ließ sich unterscheiden, daß eine Einbuchtung sich in die Bergwand ziehe, und hie und da fiel einmal durch den grünen Blätterschleier ein ungewisser weißlicher Schimmer. Von ihm her stieg fast immer, wenn Agathe bis dorthin gelangte, der helle Gesang einer Amsel zu ihr in die Höh'; daraus entnahm sie, daß sie sich über der Karthause befinden müsse. Der schrillende Ton der Säge klang von drunten nicht hier herauf, nur der nähere Schlag des Vogels, und dem hörte sie gern zu. Sie setzte sich in das tiefe Moos zwischen den schattenden Bäumen, aus deren Anblick ihr jedesmal wieder der gleiche Gedanke kam. So schön, lebenskräftig, freudig, an heißen Tagen

Kühle spendend, standen sie da und waren doch nicht dazu geschaffen, zerschnitten zu werden. Wenn die Sitzende das Geräusch der Säge auch nicht vernahm, so mußte sie doch daran denken. Es war ihre Feindin geworden, wie die Amsel ihre Freundin.

Doch eines Tages, als sie hinauskam, schlug die letztere nicht mehr und ließ sich überhaupt nie wieder hören. Das lag wohl in ihrer Natur, denn der Juni war vorüber, damit verstummte auch ihr Gesang. Daran dachte indeß Agathe nicht, ihr kam die feste Ueberzeugung, daß dem Vogel etwas geschehen, daß er eingefangen und in einen Käfig gesperrt worden sei. Noch eine Woche hindurch kehrte sie täglich hierher, indeß stets vergeblich. Alles blieb tonlos, nur Südwind, der eingesetzt, trug jetzt auch den Schall der Säge bis hierher. Das stimmte sie traurig, wie etwas Erstorbenes umgab es sie. Sie mochte nicht mehr auf dem Platz sitzen und kam nicht wieder zurück.

Allein auch der Aufenthalt in der Natur überhaupt war ihr nicht mehr das, was er früher gewesen. Es zog sie nicht, wie bis dahin, ins Freie, sie saß lieber allein in ihrem Zimmer. In dieser Einsamkeit gingen ihre Gedanken schweifend umher, und hier war es auch einer, der, einmal gekommen, ihr immer wiederkehrte. Er sprach ihr, daß es für sie das Beste sei, in

ein Kloster zu gehen, eine Ordensschwester zu werden. Wozu verweilte sie in der Welt, unter Menschen, mit denen sie keinerlei Gemeinschaft besaß? Früher hatte sie wohl fälschlich gedacht, solches geistliche Zusammenleben mit Andern biete ihr nicht dasjenige, wonach sie suche. Oder dies Gefühl mochte wahr gewesen sein, auch jetzt noch ebenso gelten. Aber sie fand doch eine Ruhe dort, eine Beschäftigung durch die Regel, eine Unterstützung in dem Zwang, ihr Denken immer nur auf eins gerichtet zu halten. Dessen bedurfte sie; die Unthätigkeit vom Morgen bis zum Abend gab ihren Gedanken zu viel Spielraum, auseinander zu gehen.

Wie war die Vorstellung des Eintritts in ein Kloster ihr zuerst gekommen? Sie erinnerte sich, Ignaz Burkheim hatte sie durch seine Aeußerung an jenem Mainachmittag zum ersten Mal darauf gebracht. Danach freilich war es ihr ein Jahr lang nicht wieder in's Gedächtniß gerathen. Aber er hatte schon damals richtig erkannt, es sei das Beste für sie, für jeden glaubensinnigen Menschen. Er war deshalb ja auch in's Kloster eingetreten; sie hatte vernommen, daß er nicht mehr Laienbruder sei, sondern im Anfang des Herbstes sein Gelübde abgelegt habe.

Eine Sorge erfüllte Agathe dabei und bewirkte, daß sie sich im Verlauf des Winters eigenthümlicher

Weise zugleich mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigte. Ihre geistlichen Berather wehklagten mehr und mehr über die diokletianischen Verfolgungen, denen die Kirche durch die Maßnahmen des Kaisers Joseph ausgesetzt werde, wenn sie auch ihren vollen Zorn darüber nur in engen vertrauten Kreisen emporlodern ließen. Dem Mädchen fiel es auf, daß sie sich öffentlich aller Angriffe auf das neue Regiment in der Wiener Hofburg enthielten, nur im Geheimen Widersetzlichkeit gegen dasselbe zu schüren und damit nicht auf den gebildeten Theil der städtischen Bevölkerung, sondern lediglich auf die unteren Massen einzuwirken suchten. Das erweckte Agathe's Mißfallen, denn echte Glaubensüberzeugung mußte sich vor Jedem frei und offen bekennen, mit Freuden, wenn es nöthig fiel, für ihre Vertretung Leiden auf sich nehmen. Und andererseits bedünkte sie, es müsse der Kirche vor Allem daran gelegen sein, die geistig höher Stehenden sich zu Bundesgenossen zu erwerben. Was die Menge des Volkes anging, so bestand diese doch zum größten Theil nur aus gedanken- und verständnißlosen Nachsprechern und Beobachtern der äußeren vorgeschriebenen Formeln, ohne ein innerliches Erfassen damit zu verbinden. Das sah und hörte Agathe von ihrer alten Hausgenossin, deren eintöniges Gebetableiern und leeres Erfüllen der religiösen Pflichten

ihr täglich verstärkten Widerwillen einflößte. Schon deshalb fiel ihr das längere Verbleiben hier im Hause kaum mehr ertragbar, und ebenso armselig an Gemüth und Sinn für alles Höhere und Schöne waren unfraglich die meisten alten Frauen in der Kirche, ja die jungen und die Mädchen gleichfalls. Darin offenbarte sich Agathe der Grund, weshalb sie auch bei der Andacht nie ein Gefühl der Gemeinschaft mit ihnen besessen. Mit den geistig Gebildeten der Stadt aber kam sie nicht in Berührung; die letzteren waren beinahe ausnahmslos keine eifrigen Kirchgänger, und ihr Beichtvater warnte sie stets vor der Unchristlichkeit derselben. Doch kam es ihr, jene könnten trotzdem ernsten, andächtigen Sinn und wahre Glaubenszuversicht in sich tragen, denn sie betraf sich selbst einmal darauf, daß sie seit mehreren Tagen die Messe versäumt hatte. Das zur Kirche Gehen, Knieen und Rosenkranzbeten machte entschieden nicht die wirkliche Frömmigkeit aus, bekundete diese nicht, hatte eigentlich mit ihr nichts gemein.

Was indeß hauptsächlich Agathe nöthigte, ihre früheren, nur oberflächlichen Kenntnisse der um sie her vorgehenden weltlichen Dinge zu vermehren, war die in ihr erwachte Besorgniß, daß die neue Umgestaltung im Staate ihrer Absicht, den Schleier zu nehmen, hin=

dernd in den Weg treten könne. Um darüber unterrichtet zu werden, schaffte sie sich die seit kurzem erscheinende Zeitschrift an, welche in ihrer Zweckerklärung das Trachten aussprach, „das Recht der eigenen Untersuchung zu retten, anerkannte Wahrheiten zu verbreiten, überhaupt zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens beizutragen.“ Aus dem Gelesenen ersah sie, daß der Kaiser in letzter Zeit mehrfach in anderen österreichischen Ländern Nonnenklöster aufzuheben und die Unterbringung der Ordensschwestern in weltlichen Häusern oder, falls sie dazu befähigt seien, ihre Anstellung als Lehrerinnen geboten hatte.

Warum that er das? Es war allerdings bei ihm leicht zu begreifen, sein Haß gegen den christlichen Glaubenseifer trieb ihn dazu. Aber warum billigte die Zeitschrift dies Verfahren so sehr, sprach ihre Freude aus, daß dadurch der Trägheit, Verdummung und Heuchelei unter den Menschen thatkräftig entgegengewirkt werde?

Agathe mußte sich sonst mit so manchem, was sie in dem Druckblatte las, völlig einverstanden fühlen. „Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens“ thaten unendlich Vielen, gleich ihrer alten Muhme, gewiß noth, und „das Bestreiten schädlicher Vorurtheile, Thorheiten und Mißbräuche, das allgemeiner Machen

der Menschenliebe und Duldung" bildete sicherlich ein schönes, erstrebenswerthes Ziel. Sie verstand nicht, weshalb ihr Beichtvater so ergrimmt über die Zeitschrift sein konnte, ihr das Forthalten derselben geradezu als eine schwere Versündigung verbot. Zum ersten Mal gehorchte sie ihm darin nicht; von etwas Sündhaftem konnte sie in den Blättern nichts entdecken. Und gegen das, was die eigene Ueberzeugung ihr nicht redete, hatte die Kraft ihrer Natur sich immer aufgelehnt.

Doch sie verfolgte die Absicht, den nicht begriffenen Widerspruch zu lösen, las deshalb viel und dachte darüber nach. Warum ward denn gesagt, daß die Aufhebung von Klöstern der Trägheit, Verdummung und Heuchelei entgegenwirke? Wenn das Wahrheit wäre, hätte das Gebot des Kaisers Joseph nicht unrecht. Dann handelte er ja nicht so aus Feindschaft gegen den Glauben, sondern aus Liebe für die Menschen.

Das Eis hing nun in langen Zapfen vor den Fenstern herab, der Winter war bitter kalt. Eines Nachts wachte Agathe einmal auf, fast unter ihrer Decke nicht warm geworden, schwarze Finsterniß lag um sie, durch die vom Kirchthurm ein Stundenschlag herabtönte. Aus dem metallen dröhnenden Schlag überkam es sie plötzlich mit dem Gedanken und der Vor-

stellung, jetzt mußte Ignaz Burkheim aus dem Bett aufstehen, zur Kapelle hinüber, um in Nacht und eisiger Kälte die Hora zu singen. Ein Schauer körperlichen Mitfühlens überlief sie. War denn Gott das angenehmer, wenn seine Geschöpfe ihn nicht mit ruhigen, freudigen Empfindungen, sondern mit frostzitternden Gliedern und halb unverständlich bebenden Stimmen verehrten? Wenn sie sich Schmerz anthaten, ihren Rücken mit Geißelhieben wund schlugen? Die wach Liegende dachte nach. Gott war ja die Liebe, wie konnte er denn derartiges wollen? Hatte er etwa die Menschen nach seinem Ebenbild zur leiblichen Selbstpeinigung erschaffen? Und wie vermochte aus dieser eine wahre geistige, dankbare Erhebung zu ihm zu fließen? Nein — Agathe mußte im Dunkel den Kopf schütteln — er verlangte, wollte das auch nicht, nur eine irrige Auffassung seines Wesens durch die Menschen führte diese dazu. Er wollte im Gegentheil, daß Alle der Natur gehorchten, die er in sie gelegt, nicht wider dieselbe handelten; daß sie schöne, glückliche Empfindungen in sich trügen und ihm dafür Dank fühlten; zu sprechen brauchten sie diesen eigentlich gar nicht, denn er hörte ja in ihre Seele, ihr Herz hinein. Es kam Agathe, der helle Freudengesang der Amsel bringe Gott ein ihm lieberes Opfer dar, erfreue ihn

mehr, als die dumpfen Bußlieder von Mönchen. Die entstammten nur menschlicher Selbsttäuschung, den schädlichen Vorurtheilen, Thorheiten und Mißbräuchen, von denen die Zeitschrift redete. Der Kaiser that ganz das Richtige, das eigentlich von Gott Gewollte, wenn er solcher Abwendung von der Menschennatur wehrte und Klöster aufhob.

Trotzdem verblieb Agathe bei ihrer Absicht, selbst in ein Nonnenkloster einzutreten. Und zwar bestärkte sie sich darin immer mehr, wie der Winter vorüberging und die Frühlingssonne licht und warm in die Fenster zu fallen anfing. Das Haus, die Menschen, die Welt wurden ihr immer unleidlicher, alles lag völlig zwecklos um sie her, und sie befand sich zwecklos darunter. Für sie war das Kloster etwas ganz anderes — wie hatte Ignaz es noch genannt? Einen Schutz, eine Zuflucht gegen nicht länger Ertragbares, gegen diese leere Zwecklosigkeit des Erdendaseins. Und sie nahm ja ihre eignen Gedanken und Empfindungen mit dorthin.

So traf sie Vorbereitungen zur Ausführung ihres Entschlusses, das brachte sie nach langer Zeit wieder dazu, das Haus zu verlassen. Der Mai hatte abermals begonnen, doch kam ihr dies kaum zum Bewußtsein, oder wenn, nur in einem Gefühl, daß die Sonnenluft etwas Bedrückendes für Körper und Ge-

müth habe. Wie ein Vormittag sie über die breite Hauptstraße der Stadt führte, gewahrte sie am anderen Ende derselben, dem Thore zu, ein dichtes Menschengedränge. Sie achtete nicht weiter drauf, was ging sie all dies Thun und Treiben an? Doch um einige Minuten später kam ihr eine Bekannte ihres Alters aufgeregt, jammernd und händeringend entgegen. „Nun sind sie auch fort, alle Frommen werden ausgetrieben aus der Welt, es muß Feuer und Schwefel regnen wie über Sodom und Gomorrha, sagte mir eben der Hochehrwürdigste im Beichtstuhl.“

„Wer ist fort?“ fragte Agathe gleichgültig.

„Das weißt Du nicht? Ja, ich habe zu meinem Seelenkummer gehört, Du sollst ein sündhaftes Weltkind geworden sein, Agathe. Die ehrwürdigen Brüder Karthäuser — dort durchs Thor sind sie eben, von Haus und Hof vertrieben, in die gottlose Welt hinausgezogen; der Diokletus oder Vesperian in Wien hat ihren Orden aufgelöst und ihr Kloster aufgehoben. Der Teufel geht mit Scepter und Krone auf der Erde um, sagte mir der Hochehrwürdigste, und sucht, wen er verschlinge. Es giebt für eine lautere Jungfrauenseele nur noch ein Mittel zur Rettung, sagte er; ich will mich morgen anmelden und zu den Schwestern ins Kloster gehn.“

Die laut Wehklagende lief weiter, Agathe blieb, nach dem leergewordenen Stadtthor hinüberblickend, zurück. In ihr kreuzte sich eine Menge durcheinanderlaufender Gedanken, Ueberraschung, ein ungewisses Schreckgefühl, halbe Befriedigung und ein plötzlich wachgerufenes Bedenken. Das Karthäuserkloster war also ebenfalls aufgehoben — wohin gingen die Ordensbrüder und was thaten sie fortan? Was ward aus der Karthause? Stand sie nun völlig menschenlos leer? Saß die Amsel wieder droben auf dem Dach über der verlassenen Behausung und sang unbekümmert fort?

Ein sündhaftes Weltkind sei sie geworden, hatte die Andere gesagt? Weil sie über die Aufhebung des Ordens nicht mitjammerte, kein Werk des Teufels darin sehen konnte, sondern nur eines zur Aufklärung des Verstandes, zur Bestreitung von Thorheiten und Mißbräuchen und zur Besserung des Herzens? Ja, auch zur Besserung des Herzens, denn dies handelte im Kloster nicht nach den Schöpfungsplänen und dem Naturgebot Gottes. Wenn solche Erkenntniß ein sündhaftes Weltkind ausmachte, dann mußte die Andere sie so heißen.

Und mit der sollte sie in dieselbe Gemeinschaft eintreten? Mit diesem armselig geist- und gemüth-

losen, aller Selbständigkeit baren, einzig die vorgesagten Worte ihres Beichtvaters gedankenleer nachplappernden Geschöpf? Wie hatte sie zu solchem Vorsatz gelangen können? Zweifellos waren fast alle Schwestern des Nonnenklosters von der nämlichen seelischen Beschaffenheit. Und obendrein würde dasselbe höchst muthmaßlich in kurzem ebenfalls vom Kaiser aufgelöst.

Agathe wandte sich heimwärts; unterwegs begegnete sie einem ihr bekannten Geistlichen, der sie begrüßte und vorübergehen wollte. Doch sie blieb stehen, sie wußte selbst nicht, warum, knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Begreiflich wandte dies sich rasch dem Ereigniß des Vormittags zu, und das Mädchen mischte die Frage ein, was die gewesenen Ordensbrüder nun beginnen, ob sie sich bürgerliche Stellungen suchen und weltlichen Beschäftigungen zuwenden würden. Doch der Pater antwortete in strengem Ton:

„So, meine Tochter, kann nur fragen, wer selbst die Versuchung des Weltlichen, des Erbfeindes in sich fühlt. Die frommen Brüder sind nicht gewesene, sondern verbleiben es bis ans Ende ihrer Tage, wie in der Zukunftsverheißung des Herrn. Wer das Gelübde des Ordens abgelegt, der hat allem Irdischen entsagt in Zeit und Ewigkeit. Seine Seele davon zu entbinden, dazu besitzt — unser Dank stammelt es dem Höchsten —

der derzeitige Stellvertreter des — des gegenwärtig in unserem Staate herrschenden Geistes doch nicht die Macht. Sei gewiß, die Liebe Gottes wird mit jedem der Brüder sein, ihn zu stärken und vor der Arglist des Teufels zu behüten."

Agathe ging allein weiter. Der Sprecher hatte hörbar das zuletzt gebrauchte Wort schon einmal vorher anwenden, den Kaiser als Stellvertreter des Teufels bezeichnen gewollt, doch sich vor diesem offnen Aussprechen auf der Straße gefürchtet, es nur in ungefährlich versteckter Art kundgegeben. Aber war es nicht eine der Grundlehren der Kirche, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, seinen Willen ausübe, daß man sie deshalb achten, lieben, ihr in blindem Vertrauen, sie könne nur das Rechte thun, gehorchen müsse?

Bis vor kurzem hatte die Geistlichkeit dies gepredigt, doch jetzt that sie offenbar — oder was schlimmer, heimlich — das Gegentheil. Es war eine wunderlich unklare Welt, auch die der Kirche.

Also die Karthäuserbrüder blieben, wo sie auch sein mochten, durch ihr Gewissen an die Fortsetzung ihres abgelegten Gelübdes, die Weiterführung ihres Mönchlebens gebunden. Sie durften nicht wie andre Menschen leben, sich keiner nützlichen Thätigkeit widmen, nicht heirathen. Nun, daran dachten sie ja natür-

lich auch nicht, sonst wären sie nicht ins Kloster gegangen.

Auch der Pater hatte gesagt, daß sie die Versuchung des Weltlichen, des Erbfeindes, in sich fühlen müsse. Stand es ihr denn im Gesicht geschrieben? Und worin bestand es? Sie trug ja voll das Gegentheil in sich, die Abwendigkeit von der Welt, das einzige Trachten, aus dieser in die Einsamkeit davonzukommen. Der geistliche Herr mußte sehr blöde Geistesaugen besitzen, ihr Inneres so zu verkennen.

Am Nachmittag kam Agathe ein Einfall, ein Wunsch. Es drängte sie zu sehen, wie die Karthause in ihrer Verlassenheit daliege, zu hören, ob die Amsel noch auf dem Dach über der Menschenleere fortsinge.

Sie ging hurtig an dem hellen Bach entlang. Wie sie bis zu dem Felsvorsprung gelangte, ließ indeß ein Gedanke schreckhafter Art sie anhalten. Die Säge kam ihr ins Gedächtniß, der Widerwille, den ihr Ohr gegen den Ton derselben hegte. Doch nein, die Furcht war thöricht, es gab dort ja keine Menschenhand mehr, das Schneidewerk zu bedienen. Dennoch bog sie horchend vorsichtig um die Ecke, aber alles blieb lautlos. Und nun sah sie's auch: die Säge stand unbewegt.

Den Zugangsweg zum Klostergebäude hinan-

schreitend, kam sie an das gewölbte Thor, durch dessen Eisengitter man in den hufeisenförmig umrahmten Hofraum hineinzublicken vermochte. Die Hand Agathes legte sich unwillkürlich auf den Drücker der Thür, doch diese war verschlossen. Das hätte sie sich vorhersagen gekonnt, wenn sie daran gedacht, hineinzugelangen. Aber das hatte ja auch gar nicht in ihrer Absicht gelegen, nur der Wunsch, das alte Gebäude einmal von nahem anzuschauen.

Sie wanderte an der hohen grauen Mauer, die das Ganze umgab, dahin, um weglos, auf den gewellten Matten nach hinten höher ansteigend, vielleicht einen Niederblick auf Haus und Garten zu gewinnen. Auch den letzteren schloß das gleichbleibende doppelmannshohe Gemäuer zugangslos ab, nur fast am Waldrand war ein schmalniedriges Thürchen sichtbar, wohl für den Austritt der Laienbrüder zur Feldarbeit bestimmt. Eigentlich fiel es zwecklos darauf zuzugehn, denn es war natürlich ebenfalls verriegelt, doch halb gedankenlos that Agathe es dennoch und legte auch hier ihre Hand auf den Klopfer. Da gab das Pförtchen nach, es hatte muthmaßlich noch Jemand am letzten Morgen ein Ackergeräth von draußen hereingeholt und der Bruder Pförtner in der Eile des Abzugs vergessen, die entfernt liegende kleine Thür wieder zu schließen.

Das Mädchen stand ein paar Augenblicke zögernd unter der Oeffnung, doch dann trat ihr Fuß hindurch. Sie brauchte ja keine Scheu zu hegen, Jemanden hier anzutreffen, und verletzte kein Eigenthumsrecht. Die Karthause gehörte unfraglich jetzt dem Staat, einem Begriff, dem es wohl gleichgültig war, ob sich ein Mensch, der keinen Schaden verursachte, hier zur Betrachtung aufhielt. So ging die Eingetretene vorwärts.

Sie befand sich am obersten Rande des großen Klostergartens, wo die Baumwipfel der Bergwand über die Mauer herabnickten, und hundertfaches Vogelgezwitscher kam aus ihnen nieder. Darunter blühten an warmem sonnigem Hang Anemonen und Erdrauch, im Rasen leuchteten wie aufblickende Augen der mütterlichen Erde blaue Flecke von Ehrenpreis und Vergißmeinnicht, und später, süßer Veilchenduft lag noch in der Luft. Er erinnerte Agathe an die Stunde des vorigen Jahres, in welcher sie ihn zuletzt so eingeathmet hatte: es mußte um diese Zeit, vielleicht am gleichen Tage gewesen sein. Der Geruch besaß eine merkwürdige Kraft, völlig vergessene Dinge plötzlich wieder wachzurufen. Sie hatte damals einen kleinen Veilchenstrauß gepflückt gehabt, doch ihn nicht mit sich nach Haus gebracht. Wo war er geblieben? Sie mußte ihn irgendwo liegen gelassen haben, aber sie konnte sich nicht entsinnen.

Wie schön, wie still, wie feierlich war alles um sie herum! Fast zu schweigsam; ein leichter Schauer überlief ihr den Rücken. Doch da klang es vom Klosterdach herauf, hell, langhingezogen, in den Himmel jubelnd. Es war die Freundin Agathes, und sie empfand nichts Unheimliches der Verlassenheit mehr; wie heimathlich lag es um sie. Von dem Amselgesang umtönt, schritt sie weiter abwärts, dem Gebäude zu.

Nun hier eine Anzahl von niedrigen steinernen Kreuzen, halmumwuchert, jedes dem andern völlig gleich. Nur die Namen verschieden: „Pater Anselmus — Pater Marcellus — Pater Nicodemus — Pater —“

Es flimmerte der Betrachtenden auf einmal vor den Augen, ihr war, als habe sie „Pater Ignatius“ gelesen, doch es war „Innocentius“. Aber an einer dieser Stellen wäre es Ignaz Burgheim auch bestimmt gewesen, unter solchem Steinkreuz zu liegen, wenn der Machtspruch des Kaisers Joseph es nicht verhindert hätte.

Ja, der Tod macht alles gleich. Wer hier lag, für den war es bedeutungslos, wie er seine Erdentage verbracht hatte. Doch waren sie alle, als sie gelebt, auch so gleich gewesen, nur von dem einzigen unterschiedslosen Gedanken der Nichtigkeit des irdischen Daseins erfüllt? Hatte keinem das Herz manchmal anders,

sonderbar unverstanden in der Brust geklopft, eine Sehnsucht ihn angefaßt, namenlos — aus dem Vogelgesang, aus den Sonnenstrahlen, wie sie hier ihr Gold über die Blätter und Blüthen hinschütteten — daß ihnen Auge und Ohr, alle Sinne und das Innerste der Empfindung von süßen Lebensgefühlen durchflossen worden?

Es überlief das Mädchen abermals mit einem Schauer, doch anderer Art als vorhin, mit einem schwermüthigen Anhauch. Das waren arme, blinde und taube Menschen gewesen, wenn ihr Herz niemals solchen, von der Erdenschönheit wachgerufenen Schlag gekannt. Nein, nicht Menschen, arme Thoren, schon im Leben so fühllos, wie jetzt ihre Steine hier über ihnen.

Agathe wandte sich hastig von der kleinen Friedhofsstätte ab, dem Klostergebäude entgegen. Die vom Garten in die Kapelle führende Thür war unverschlossen, wie sie immer gewesen, um in jedem Augenblick einem bedürftigen Gemüth den Eintritt zu ermöglichen, und von hier aus gelangte man ungehindert weiter ins Innere des Hauses. Das Mädchen durchwanderte die langen Gänge, nur ihr eigener Schritt hallte von den Wänden zurück, sie erschien sich als die alleinige Inhaberin einer ausgestorbenen Welt. Aneinandergereiht lagen die Zellen, auch alle gleich und

alle leer; die Brüder hatten ihre sämmtliche Habe mit sich genommen, nur da und dort waren ein Tisch und ein Stuhl geblieben und am Boden die harten Holzpritschen ihrer Schlafstätten. Aber es kam nichts gespenstisch Unheimliches aus dieser Stille; die Sonne fiel hell durch die Fenster, und in jede Zelle klang der Amselgesang herein.

Was ward nun aus allen diesen Räumen? Durch den Kopf Agathes ging ein plötzlicher Gedanke. Sichtlich beeilte der Staat sich nicht, sein neues Eigenthum thatsächlich in Besitz zu nehmen, für einen andern Zweck zu verwerthen; bis dies geschah, verliefen Tage, vielleicht Wochen.

Sie hatte in ein Kloster gehen gewollt, hier befand sie sich in einem solchen. Und zwar ohne alles dasjenige, vor dem sie zurückgeschreckt war, ohne die geist- und gemüthlosen Schwestern, ohne Gelübde, Unterordnung, den Zwang der Regel, all die Mißbräuche und Thorheiten der Ordensgemeinschaften. Dies Kloster bot ihr in höchst erdenkbarem Maße das von ihrem Verlangen Gesuchte, vollkommenste Selbständigkeit in tiefster Einsamkeit einer wundersam friedvollen und lieblichen Natur.

Um eine Stunde später lief Agathe beinahe zur Stadt zurück. In ihrem Kopf drängte es sich, und

ihr Herz klopfte schnell; zu Hause traf sie, mit Bedacht überlegend, allerhand Zurüstungen, theilte alsdann der Muhme mit, daß sie am andern Tage sich auf den Weg nach einem Wallfahrtsorte zu machen gedenke, von dem sie vielleicht nicht vor längerer Zeit heimkehre. Die Alte bekreuzte sich in andächtigem Zuhören, trug der Wallfahrerin eindringlich auf, wie viele und welche Gebete dieselbe auch für sie unterwegs und am heiligen Ziele sprechen möge, und setzte sich in dieser außergewöhnlich hilfreichen Aussicht für ihr Seelenheil mit besonderem Appetit an die Abendkost. Auch Agathe nahm von der letzteren mehr, als sie sonst pflegte, zu sich, nicht aus Eßlust, sondern von verständiger Erwägung beeinflußt; in der Morgenfrühe aber, wie die alte Muhme noch in tiefem Schlafe lag, verließ sie das Haus.

Ueber dem Arm trug sie ein paar dicke wollene Decken und in der Hand einen beträchtlichen, mit Lebensmitteln angefüllten Korb; so stieg sie den Berg am Stadtthor hinan. Es brauchte Niemand darüber zu denken, welchem Ziele sie mit ihrer auffälligen Belastung zutrachte; droben verfolgte sie an den Burgtrümmern vorbei den früher oft von ihr eingeschlagenen Waldweg bis zu der Stelle, wo von unten her der weißliche Schimmer durch den grünen Blättervorhang

heraufnickte. Dort eilte sie pfadlos den steilen Abhang zwischen den Stämmen gewandt hinunter und gelangte dicht neben der kleinen Feldpforte der Klostermauer ins Freie. Kein Blick hatte ihr folgen können, sah sie hier eintreten. Eine Minute noch, und Agathe Edinger war alleinige und unumschränkte Herrin in der Karthause. Als sei diese ein Nonnenkloster und sie die Aebtissin drin, stand sie da.

Nein, das entsprach nicht der Wirklichkeit, am wenigsten derjenigen ihres Innern. In ihr war nichts von einer Ordensschwester, nur Sehnsucht nach dieser Stille und Menschenleere, der einsam sonnenschönen Natur. Sie hatte als Kind eine Erzählung von einem Schiffbrüchigen gelesen, der auf eine verlassene Insel geworfen worden und dort viele Jahre nur mit sich allein gelebt, so kam sie sich vor. Und gewissermaßen hatte ihr Leben auch einen Schiffbruch erlitten, ihr für unbeirrbar gehaltener Glaube: dasjenige, was sie seit frühen Kindertagen in der Brust getragen, sei die einzige Wahrheit und der alleinige irdische Daseinszweck des Menschen. Wie mit Muttermilch hatte die Kirche diese sichere Ueberzeugung in ihr großgenährt, aber sie empfand: die Kirche glaubte selbst nicht an alles, was sie sprach und that. Doch auch daraus allein floß die Verwandlung nicht, die sich langsam,

unmerkbar ihrer Gedanken bemächtigt hatte. Die Sonne war's, die Zauberschönheit des Frühlings, ein Gefühl in ihrer Brust, die zusammen redeten, das Erdenleben habe nicht die Bestimmung, als etwas Nichtiges mißachtet zu werden, sondern in ihm selbst liege eine Aufgabe, ein überschleiertes Räthsel, dessen Geheimniß zu lösen das Menschenherz erschaffen und berufen sei.

Alles lag still und regungslos wie gestern, Niemand traf Anstalt, sich der Karthause zu bemächtigen. Nur farbenfreudige Falter flatterten über den Blumen, und Gezwitscher von Vögeln überall. Sie bauten Nester oder hatten es schon gethan und trugen den bereits brütenden Weibchen Futter zu. Die Amsel sang bald hier, bald dort.

Die junge Herrin der verlassenen Welt wanderte überall in ihrem Reich umher, durchforschte, betrachtete alles. Ueberraschend schnell stand die Sonne in ihrer Scheitelhöhe und mahnte an die Mittagsmahlzeit. Agathe verzehrte etwas von ihren Eßwaaren, doch sparsam, um langmöglichst damit auszureichen; außerdem fühlte sie keinen Hungerantrieb in sich. Sie setzte wieder ihr Beschauen fort, dann ließ sie sich am obersten Gartenrand nieder, wo das Kloster und weiter drunten das Thal zu ihren Füßen lag. Gedankenlos pflückte ihre Hand um sich Veilchen und hob den kleinen Strauß

zum Gesicht auf. Wie schön war dies alles, die höchste Erfüllung ihrer Sehnsucht! Doch wie rasch ging der Tag, drüben wuchs schon der Schatten des hohen Felsvorsprungs über das Mattengelände. Ihre Augen sahen ihm entgegen, er kam näher, nun fiel er über sie. Etwas leis Frostiges schauerte aus ihm an.

Eigentlich war die Schönheit jetzt eine schwermüthige. Etwas Trauriges lag in dem Schwinden der Sonne, die Blumen fühlten es und schlossen ihre Kelche, die Vögeltöne verstummten. Nur der Wipfel eines hochragenden, grünlich silbergrauen Platanenstammes glänzte noch in den Goldstrahlen; dorthin flog die Amsel jetzt und sang.

Mechanisch stand das Mädchen auf und setzte sich, um den Schlag näher zu hören, neben den Baum. Er streckte mächtige Wurzeln unter ein altes epheuübersponnenes Gemäuer, das ebenfalls einem Zweck gedient haben mußte, doch sichtlich schon lange verfallen mit Durchbrüchen und Höhlungen dalag. Zur Rechten stemmte sich eine der aufgekrümmten Wurzeln gegen ein letztes Wandstückchen, als arbeite sie schweigsam daran, es umzustürzen. Sie hatte es gut untergraben. Agathe fühlte einen Reiz, zu prüfen, ob es noch halte, doch wie ihre kräftigen Arme dawider drückten, polterte das Gestein zusammen. Sie erschrak ein wenig über

den plötzlich die Stille durchbrechenden Ton, dann kam sie sich als eine Mitarbeiterin des Kaisers Joseph an der Aufhebung der Klöster vor. Ein kinderhafter Trieb war's, aber es gewährte ihr eine Befriedigung, auch den Rest des Mauerstückes zu entfernen, die zum Theil schweren Steine kraftvoll fortzuwälzen. Dabei legte sie unter einem derselben eine kleine in den weichen Erdboden gegrabene Höhlung bloß, die eine schmale gebrannte Steinröhre in sich enthielt. Verwundert nahm die Entdeckerin diese hervor, im Innern des Rohrs steckte ein zusammengerolltes Blatt, oder vielmehr ein dünnes Pergament, offenbar Jahrhunderte alt. Es war mit abgesetzten Schriftzeilen bedeckt, doch in lateinischer Sprache, Agathe verstand nichts davon. Sie wußte nur, daß man zuweilen bei Bauten solche Gedenkzeichen für spätere Zeiten unter den Grundstein füge, das war es vermuthlich. Kurz ging ihr Blick über die erste Zeile, und sie las dieselbe halblaut:

„Sedens in tecto Monasterii canit avis."

Monasterium hieß „das Kloster", das wußte sie ebenfalls und hielt ihre Muthmaßung eines Bezugs auf die Erbauung des Klosters dadurch bestätigt. Mit dem Aufklang ihrer Stimme zugleich schlugen noch ein paar höhere Flötentöne der Amsel als zuvor in die Luft, danach schwieg sie. Es ward abendlich, auch drunten

im Thal erstarb bleich der vom westlichen Horizont hereinfallende Glanz. Agathe mußte an ihre nächtliche Unterkunft denken, ehe die Helle verging; sie steckte das alte Pergamentblatt zu sich und schritt durch die Kapelle ins Haus. Am Morgen hatte sie sich bereits eine der Zellen für ihre Nachtruhe ausgewählt, nun breitete sie die eine ihrer mitgebrachten Decken über die am Fußboden befindliche Holzpritsche, die andre sollte zum Uebernehmen für sie dienen. Ein Weilchen blickte sie noch in die beginnende Dämmerung zum Fenster hinaus, dann streckte sie sich hin. Es war eine ungewohnte harte Lagerstätte, und das Nichtablegen ihrer Kleider fiel ihr gleichfalls befremdlich. Doch zum Anbehalten der letzteren war sie genöthigt, da die Zellenthür sich nicht verschließen ließ. Das blieb freilich im Grunde ganz gleichgültig, denn es kam ja Niemand hierher. Allein sich nach sonstiger Weise auszuziehen, dazu konnte sie trotzdem nicht den Muth fassen.

Fürchtete sie sich denn vor etwas? Nein, wovor hätte sie es gesollt? Fast jedes andre junge Mädchen wäre vielleicht hier, allein in der einbrechenden Nacht und der Todtenlautlosigkeit des weiten Gebäudes, von einem unheimlichen Gefühl befallen worden. Doch Agathe kannte keine Furcht, ruhig ließ sie das Dunkel

über sich hereinbrechen. So hart, härter noch lagen also die Karthäusermönche allnächtlich, denn sie besaßen vermuthlich nicht einmal eine Decke unter sich auf der Holzstatt.

Sie war müde von dem langen Tag und schlief bald ein. Dann wachte sie einmal auf und sah in die schwarze Finsterniß um sich. Doch unverwundert, sie wußte genau, wo sie sich befinde, denn sie hatte geträumt, daß sie in der Karthause in der Zelle Ignaz Burkheims auf der Pritsche desselben schlafe. Nur die beiden letzteren Annahmen trafen also nicht zu.

Oder doch vielleicht auch sie? Möglich war es ja. Ihre Hand bewegte sich leise einigemal über das Holz hin und her, als ob sie dasselbe fragen wolle. Aber es gab keine Antwort.

Statt dessen kam ein eigenthümlicher Laut durch die Dunkelheit, verworren wunderlich, halb unterdrückt und doch wie gewaltsam hervorquellend. Die Wachende horchte; da klang's wieder, und nun erkannte sie's. Es war ein anhebender und schlafumfaßt vor der Vollendung zurückfallender Ton der Amsel: sie sang im Traum.

Die Frühsonne fand das Mädchen am Brunnen, ihr Gesicht in das frische Wasser eintauchend. Sie hätte sich gern nach ihrer Gewöhnung auch Hals und

Brust darin gebadet, allein dazu mußte sie das Kleid ablegen, und das konnte sie hier im hellen Licht doch noch weniger als in der dunklen Zelle. So streifte sie nur die Aermel bis zur Schulter zurück und tauchte, soweit es möglich fiel, die Arme hinein. Wie kraftvoll waren diese und doch wie zartfarbig und von welcher schönen, weiblich weichen Rundung; nach den Armen zu schließen, mußte der Körper Agathes die Gestaltung einer Juno und Venus in sich vereinigen. Jetzt setzte sie sich und flocht ihr langes blondes Haar. Es fiel ihr weit bis über die Knie herab, ein frühwacher, indeß doch vielleicht noch halb verschlafener Zitronenfalter kam und ließ sich drauf nieder. Das sah eigen aus, wie hell flimmerndes Gold auf dunklem, bräunlich leuchtendem.

Der Maitag war wolkenlos wie gestern, Agathe suchte nach einer Beschäftigung, ihn zweckvoll zu verbringen, und begab sich an die Pflege der Blumen auf den Beeten und am Mauerrand. Ihr drängte es sich bei der Arbeit auf, die nutzlose Unthätigkeit sei das unwürdigste für den Menschen. Einer solchen konnten sich nur Leute hingeben, die den Wahn im Kopf trügen, sie hätten keine Pflicht und keinen Beruf auf Erden zu erfüllen, als auf den Lohn zu warten, welchen sie für ein derartig verbrachtes Leben im Jen-

seits einernten würden. Dieser Wahn war nichts als versteckte, träge Selbstsucht, die einzig an sich, nicht an Andere dachte. Ueber solchen stumpfen Geschöpfen standen die Vögel hoch an Werth; sie sorgten nicht für sich allein, trugen unermüdlich und freudig ihren Weibchen und Jungen Nahrung zu. Gott hatte Alles, was athmete, zu dieser schönen, wechselseitig helfenden, liebreichen Lebensführung auf der Erde geschaffen, auch die Menschen. Doch von den letzteren waren Viele blind, taub und gefühllos. Von ihnen allein; in der ganzen übrigen Natur kam dies nicht vor.

Arbeitsheiß und müde vom Ausjäten und Begießen, suchte Agathe gegen Mittag etwas Ruhe und Kühlung im Schatten der Kapelle. Die Bilder in dieser hatten die Brüder nicht mit sich genommen oder nicht mitnehmen gedurft, und sie betrachtete dieselben. Doch die meisten Gemälde flößten ihr Abneigung ein, es waren Kreuzigungen, Martern von Heiligen, Darstellungen von Wunden und Leiden. Das konnte nicht menschlich wohlthuend berühren, legte sich ertödtend auf jeden frischen, nach sonniger Durchwärmung klopfenden Herzschlag und Drang des Lebens. Agathe fühlte, die Kunst sei berufen, das Schöne und Beglückende vor die Augen zu halten, nicht das häßlich Entstellte, das freudig kreisende Blut des Lebens, nicht das starre des Todes.

Nun entdeckte sie eine kleine Seitennische, in der sie bisher noch nicht gewesen. Doch beim Eintreten fuhr sie unwillkürlich zurück — befand sich seltsamer Weise ein Spiegel über dem Altar der Nische? — denn ihr eignes Gesicht sah ihr entgegen.

Nein, wie thöricht! Jetzt erkannte sie's, es war das eines Madonnenbildes, das vom Altar niederblickte. Die Jungfrau trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, zur Seite vor ihr kniete ein junger Mann in Mönchskutte und einer Kapuze, die seinen Kopf fast verbarg. Aber das Gesicht der Madonna mußte dem ihrigen sehr ähneln, daß sie im ersten Augenblick ihr Spiegelbild zu sehen geglaubt.

Oder war es nur eine Täuschung? Sie konnte sich selbst ja nicht daneben halten. Wahrscheinlich nur eine allgemeine Uebereinstimmung des blonden Haares und der blauen Augen.

Doch dieses Bild gefiel ihr, erregte ganz andere, lieblichere Empfindungen als die übrigen. Es besaß nichts Ueberirdisches, vom Leiden und Sterben Redendes, sondern war eine Wiedergabe schönsten Erdenlebens, einer jungen Mutter, die glückselig ihr Kind auf dem Arme hielt. Nur der Mönch daneben störte diesen Eindruck.

Mit den hereinfallenden Sonnenstrahlen drang

die Hitze des Mittags doch auch hierher in die Kapelle. Die Beschauerin fühlte plötzlich, daß ihr das Blut heiß ins Gesicht heraufstieg. Die Luft bedrückte sie hier drinnen sogar schwüler als draußen, und sie ging rasch wieder ins Freie.

Was wollte sie? Sie wußte es nicht, wanderte ziellos umher. Dann kam's ihr, daß sie durstig sei, sie wandte sich zum Brunnen, schöpfte und trank. Ein paar Sekunden blieb sie danach noch in ihrer vorgerückten Stellung und sah unter sich nieder. Das im Brunnenstein angesammelte klare Wasser gab wie eine Spiegelfläche ihr Bild zurück; nun richtete sie sich, wie vor etwas erschreckend, hastig auf, blickte mit unruhigen Augen umher.

Nichts rührte sich, doch eben diese Todtenstille des sonnenüberschütteten Gartens nahm einen geisterhaften Ausdruck an, Agathe hörte das Klopfen ihres eignen Herzens. Zum ersten Mal in ihrem Leben überrieselte eine Furcht sie, nicht vor Menschen, einem Wegelagerer, einem Dieb, der hier einzudringen versuchen könnte; gegen einen solchen hätte sie sich ruhig auf ihre Stärke verlassen. Doch ein Zittern faßte sie an vor etwas Ungewissem, Unbekanntem, unsichtbar und lautlos auf sie Zuschleichendem, gegen das ihre Kraft nicht ausreiche.

Von diesem Bangen der Einbildung überwältigt, lief sie jählings zum Kloster zurück. Als sie die Kapelle durchmaß, hielt sie den Kopf wie in ängstlicher Scheu von der kleinen Nische mit dem Altarbild abgedreht; so kam sie in ihre Zelle. Hier fühlte sie sich gesicherter, aber zugleich ihre Glieder schwer und matt, daß sie dieselben zum Ausruhen hinstreckte. Der helle Nachmittag umgab sie, rief ihr jedoch die Vorstellung der wiederkehrenden Abenddunkelheit wach. Sie flog auf — um keinen Preis brachte sie noch eine Nacht hier zu.

Indeß, bis dahin waren es noch lange Stunden, sie konnte noch bleiben, etwas ruhn. Die Arbeit am Morgen hatte sie wohl müde gemacht; daher rührte alles. Ihre Lider nickten herunter; sie glaubte zu wachen, doch sie lag im Halbtraum.

In diesem hörte sie ein Geräusch. Die Säge ging drunten am Bach.

Nein, das nicht. Die Amsel schlug.

Auch das nicht, doch ein Ton kam durch die Stille. Was war's?

Ihre Augen öffneten sich, sie hatte nur geträumt. Alles lag ohne Laut.

Nein, da klang's wieder, in Wirklichkeit draußen auf den Flursteinen, ein geisterhafter Ton. Mit einer

zitternden Handregung zog Agathe sich unwillkürlich die Decke über den Kopf. Trotzdem vernahm sie's fort.

Aber nun fiel der Schreck, das Unheimliche von ihr ab. Es war der Fußtritt eines Menschen; vor Menschen hegte sie keine Furcht.

Wahrscheinlich irgendein Beamteter des Staates, der sich eingefunden, um die verlassene Karthause zu besichtigen. Er mußte ein sehr verwundertes Gesicht machen, sie hier zu finden, Aufklärung darüber verlangen. Dieser Nöthigung wollte sie entgehen; sie konnte hoffentlich ungesehn durch die Kapelle in den Garten kommen, weiter bis zu der Mauerpforte, dann aufwärts in den Wald.

Agathe ergriff ihre Decken, den Korb ließ sie, um ihre Hurtigkeit nicht zu beeinträchtigen, zurück. Ihr Ohr horchte auf der Thürschwelle, jetzt war alles still; vermuthlich hatte der Beamte sich nach dem andern Flügel des Gebäudes begeben. Behutsam eilte sie auf den Zehen den Gang hinunter; ihr war's doch, als dürfe kein Auge sie hier gewahren, als könne sie es keinem Menschen gestehen, was sie im Innersten dazu getrieben habe, sich in der einsamen Karthause eine Wohnstatt herzurichten. Ganz mutterseelenallein, Tag und Nacht hindurch, das stritt wider alle mädchenhafte Schicklichkeit und Sitte. Die Empfindung kam ihr

zum ersten Mal, röthete ihr Gesicht mit Scham, was der drüben Anwesende von ihr denken könne.

Nun huschte sie durch die Kapelle, aber jetzt wollte sie noch einen Abschiedsblick auf das Madonnengemälde werfen. Sie fühlte gegenwärtig keine Scheu mehr davor, es war ein süß überkommendes Bild.

Da kniete vor diesem in der kleinen Nische ein Mensch, grade wie auf dem Bilde selbst der junge Mönch vor der Madonna. Nur trug er keine Ordenstracht, sondern gebräuchliche weltliche Kleidung. Er hörte die geräuschlos Herangekommene nicht, ihr den Rücken wendend blickte er reglos zu dem Altargemälde auf.

Das war der vermeinte Beamte gewesen. Auf einmal drehte er zusammenfahrend den Kopf. Ein Sonnenstrahl fiel auf sein braunes Haar — hatten Agathes Lippen den Namen „Ignaz" herausgestoßen? Sie wußte es nicht, doch sie mußte es wohl gethan haben.

Ignaz war aufgestanden und sah Agathe gleich einer Erscheinung groß und stumm an. Sie stand ebenfalls sprachlos, verworren, nur das Blut trieb ihr dunkler ins Gesicht. Der Gedanke drängte es ihr herauf, daß Ignaz Burkheim es sei, der sie hier gewahre, der nun von ihr denken werde — was, konnte sie sich nicht sagen.

Aber sie mußte doch etwas sprechen, sie fürchtete, er höre sonst das heftige Klopfen in ihrer Brust, und sie fragte: „Wie kommst Du hierher?" Als sie's gethan, erschrak sie, denn er konnte berechtigter mit der gleichen Gegenfrage antworten. Doch er that's nicht, erwiederte langsam, er sei nicht mit den andern Brüdern fortgezogen, sondern ins Gebirg hinaufgegangen, dort in Einsamkeit zu leben. Aber es habe ihn nochmals herunter getrieben, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau hier in Andacht zu knieen und es dann mit sich hinaufzunehmen, um es besser zu vollenden. Seine Stimme klang tonlos, weltabgewandt, die eines demüthig nur dem Gebet und der Buße sich anheimgebenden Mönches. Einem solchen gehörten auch die glanzleeren Augen und das blasse Gesicht an; vor seiner übersinnlich asketischen Erscheinung stand Agathe Edinger als ein blühendes Bildniß irdischen Lebensdranges.

Sie fürchtete noch immer seine Frage, wie sie hierhergekommen, und versetzte, um dieselbe zu verhüten, als er schwieg, rasch auf das Altarbild deutend:

„Hast Du denn das gemalt?"

„Ja," gab er leise nickend zur Antwort.

Einen Augenblick zögerte ihr Mund, dann sagte sie:

„Konnte dies Gesicht Dich denn einer heiligen Jungfrau, wie Du sagtest, würdig bedünken?"

„Es ist ja einem solchen nachgebildet," entgegnete er wie zuvor; „zwar nur aus der Erinnerung, denn sie stand allein vor den Augen meines Geistes; aber sie umschwebte mich mit dem Gedächtniß des Ausdrucks ihres nur dem Himmel zugewandten Antlitzes. Nun freilich gewahre ich, doch in manchem gefehlt zu haben, und bin dankerfüllt, daß ich meine Begegnung hier mit Dir zu der besseren Vollendung nützen können werde."

Kein Wort der Frage über den Anlaß dieses seltsamen Zusammentreffens kam über seine Lippen; es war ein irdischer Vorgang, dem er nicht nachdachte. In Agathe aber stieg aus seiner Erwiederung ein Gedanke auf, sie versetzte schnell:

„Wenn ich Dir für Deinen frommen Wunsch zu nützen im Stande bin — laß uns ein Weilchen zusammen in den Garten gehn, da kannst Du Dich im Gespräch vergewissern, was an dem Bilde Dich in der Erinnerung getäuscht, wenn es mir gleich sein soll. Hier trügt das Licht, däucht mich, draußen ist es heller.

Sie dachte nicht daran, ihre zur Seite gelegten Decken mitzunehmen, und ging voran, er folgte ihr antwortlos nach. Doch auch im Garten redeten beide nicht mehr, sie wußte nicht, was sie sagen wolle oder solle, und er schritt stumm neben ihr her. Nur ab und zu hob sich sein Blick und ging kurz mit einem

bemessenden Anschauen über ihr Gesicht. Das Mädchen fragte zuletzt einmal halb unsicheren Tones:

„Habe ich — hat mein Aussehn sich verändert, seitdem wir uns nicht mehr begegnet sind?“

„Ja, mich däucht,“ erwiederte er.

„Worin? Scheine ich Dir älter geworden?“

„Das nicht.“

Sie fuhr mit einem scherzhaft lächelnden Ton fort: „Oder vielleicht klüger aussehend? Ich glaube, früher machte ich zuweilen ein recht thörichtes Gesicht.“

„Was es ist, weiß ich nicht.“

Agathe fiel jetzt ein: „Du sprachst sonst anders; warum antwortest Du nur so kurz?“

„Weil Schweigen das Bessere und mir geboten ist, nicht unnöthige Worte zu reden.“

„Dies ist ja kein Kloster mehr, und Du trägst nicht mehr Ordenstracht. Da hat jenes Gebot doch auch nicht mehr Gültigkeit für Dich.“

Seine Augen wandten sich ihr befremdet zu. „Glaubst Du, die Seele des Menschen wandle sich mit dem Kleid?“

Auf den Lippen Agathes schwebte die Entgegnung: „Deine hat es gethan, als Du ihr das Klostergewand angelegt.“ Doch sie hielt es zurück und sie gingen schweigend weiter.

Nun gelangten sie zu dem Platz am obersten Gartenrand, wo das Mädchen gestern auf dem grünen Rain zwischen Blumen gesessen. Ebenso schauten die blauen Ehrenpreis- und Vergißmeinnichtaugen der Erde auf, die Sonne schüttete ihr Gold darüber, Falter flatterten spielend umeinander, und freudige Vogeltöne klangen aus jedem Gezweig. Die heiße Frühlingsluft war voll von Leben und Liebe.

Agathe hatte sich gesetzt, und ihr Begleiter ließ sich einige Schritte von ihr gleichfalls nieder. Sie fragte, was er zu beginnen, ob er zu seiner Wissenschaft zurückzukehren gedenke, da sein Orden aufgehoben sei. Er entgegnete, das sei derselbe nicht, nur in der äußeren Erscheinung der Brüder, nicht für ihr inneres Wesen. Das bleibe unberührt von der Welt, unter der sie hinfort zu weilen genöthigt worden.

„Aber Du bist doch kein Mönch mehr, Ignaz."

„Gewiß. Ich bin und bleibe, was ich war."

Ihr schoß etwas plötzlich durch den Sinn, daß sie ausstieß:

„Du kannst es nicht sein, denn Du bist es ja niemals gewesen."

Verständnißlos hielt er ihr den Blick zugewandt, sie fuhr hastig fort:

„Du warst es nie, denn Du bist vor Deinem vier-

undzwanzigsten Jahr in das Kloster eingetreten. Dein Gelübde hat deshalb keine Gültigkeit."

„Vielleicht nicht vor der Welt, doch vor mir selbst." Aber sie fiel eifrig ein: „Nein, vor Niemandem, denn es war ungesetzlich, wider das Gebot —"

Sie stockte einen Augenblick, Ignaz ergänzte: „Des Kaisers wohl, doch nicht Gottes."

Nun antwortete Agathe mit einem Ton tief innerlicher Ueberzeugung:

„Willst Du Dich vermessen, sie voneinander zu scheiden? Spricht Gott zu uns mit eigenem Munde? Hat er nicht die Obrigkeit gesetzt, daß wir ihr gehorchen, da sie aus seinem Willen gebietet?"

„Das sagst Du, Agatha, vom Kaiser Joseph?"

Der Erwiedernde hielt kurz inne, dann fügte er nach: „Gilt sein Gebot denn auch im Himmel?"

„Wir leben ja auf der Erde —"

Es war ihr hastig entflogen; seine Augen hefteten sich groß erweiterten Blicks in die ihrigen, und er wiederholte:

„Das sagst Du, meine Schwester?"

„Warum heißt Du mich so? Ich bin ja nicht Deine Schwester —"

Sie brach stockend ab, denn sie fühlte, daß ihr das Blut bei der Erwiederung roth ins Gesicht schlug.

Den Kopf niederbückend, pflückte sie mit der Hand von den Veilchen um ihren Sitz und wand den kleinen Strauß mit einem Halm zusammen. Ihr Mund sprach dazu: „Sie blühen spät noch. Liebst Du sie auch, Ignaz?“

Es ging ein leises Zucken bei der Frage durch seinen Körper, er antwortete:

„Ich that es früher, doch ihr Duft ist zu stark, bleibt es auch noch, wenn sie verdorrt sind. Und er ist ein weltlich Ding, das die Seele durch die Sinne versucht.“

„Wenn wir unsere Sinne nicht hätten, wie sähen, wie hörten und fühlten wir, was schön ist? Die Seele nährt sich von ihnen, besäße kein Leben ohne sie. Und der Duft, däucht mich fast, ist der nächste Vertraute, der innerste Aufwecker ihrer lieblichsten Empfindung.“

Die Sprecherin hielt dem ihr gegenüber Sitzenden den Veilchenstrauß entgegen, als solle dieser selbst ihm ihre Worte bestätigen. Doch Ignaz regte die Hand nicht danach, nur ein langsam tiefer Athemzug seiner Brust ließ erkennen, daß der Duft bis zu ihm hinankam.

Nun sprachen beide wiederum nicht mehr, aber dies Schweigen begann sich wie eine Erstickungsnoth

auf den Busen Agathes zu legen. Sie suchte nach einem Gegenstand weiteren Gesprächs und fand keinen. Ihr Arm war mit den Veilchen zurückgefallen, sank ihr aufs Knie nieder. Da verursachte er ein knitterndes Geräusch in der Tasche ihres Kleides, und mechanisch streckte sie erfreut die Hand danach, zog das alte Pergamentblatt hervor. Das bot einen Anhalt, ein Hülfsmittel, diese quälende Stille aufzuheben. Sie sagte, wie sie es gestern drüben unter der Platane gefunden, sie habe kein Recht daran; da Ignaz sich noch als Karthäusermönch fortfühle und betrachte, gehöre es ihm zu. Die Schrift darauf sei in lateinischer Sprache, ihr unverständlich, doch er werde sie verstehen. Und zu ihm hintretend, reichte sie das Blatt dar: „Es wird von alter Zeit, wohl von der Erbauung eures Klosters reden; lies es laut, es ist so still hier.“

Das war's gewesen, doch im selben Augenblick schlug ein heller, hoher Ton durch die Luft. Die Amsel, die bisher Mittagsruhe gehalten, hatte sich auf das Dach der Karthause geschwungen; schwarz saß sie dort gegen das tiefe Blau des Himmels und begann ihren Gesang.

Ignaz kam der Aufforderung des Mädchens nach; er rollte das Pergament auseinander und las laut,

die gleichmäßigen kurzen lateinischen Satzzeilen ins Deutsche übertragend:

„Es sitzt ein Vogel auf dem Klosterdache und singt.

„Er trägt ein schwarzes Kleid wie ich. Ist er auch ein Mönch?

„Mich däucht, ich, der ich dies schreibe, ich gleiche ihm.

„Ich singe auch, im Nachtdunkel die Laudes, am Tage die Prim und die Non.

„Nein, ich gleiche ihm nicht, er singt nicht mit wehem Herzen.

„Sein Gesang ist jubelnder Dank für seinen Schöpfer.

„Die Freudigkeit des Lebens in seiner Brust treibt ihn, darum singt er.

„Mich treibt nur der Zwang der Regel, das Gebot der Karthause.

„Aber ich höre dem Vogel zu und ich verstehe sein Lied.

„Denn es ist auch in mir, lebt auch in meiner Brust.

„Nur muß meine Lippe stumm sein, darf es nicht singen.

„Doch die Vögel hier kündigen es seit Jahrhunderten in jedem Frühling.

„Und Alles, was lebt, sehnt sich im Frühling, es zu jubeln.

„Denn es ist heiliger als Kirchenglocken, Meßgesang und Litanei.

„Es ist das seligste in der Menschenbrust, des Lebens höchstes.

„Von Gott gewollt und nur von Tauben nicht gehört.

„Nein, ob er auch ein schwarzes Kleid trägt, er ist nicht wie ich.

„Er ist kein Mönch, denn er singt von Liebe.

„Sein Gesang ist Liebe, sein Verlangen ist Liebe, sein Herz schlägt von Liebe.

„So that es das meinige, aber es liebte mich nicht, die ich geliebt.

„Da trat ich in die Klosterzelle und wähnte, mein Herz in ihr zu begraben.

„Doch es lebt noch in mir wie einst, und es zuckt bei dem Gesange des schwarzen Vogels.

„Er erhebt ihn nicht nur im Sonnenlicht, er singt selbst in der finstern Nacht manchmal im Traum.

„Und mein Herz träumt mit ihm, die Geliebte poche an meine Kammer und spreche: Komm!

„Komm zu mir, denn die Liebe ist in meiner Brust erwacht und sie ruft nach dir!

„Komm mit mir, und laß uns zusammen in die Welt hinausgehen, um glücklich zu sein!

„Ich schrie auf: Was immer geschehen möge, ich bin dein!

„Ob sie mich mit Gewalt zurückschleppen, mich foltern, lebendig in die Tiefe begraben, ich bin dein!

„Mein Gewissen kennt keine Pflicht, meine Seele kein Gelübde als das eine: Ich bin dein!

„Ich bin dein auf Erden und im Himmel, denn der Himmel ist schon auf Erden, wo ich bei dir bin.

„Und die Liebe ist das Heiligste, das Seligste in der Menschenbrust, des Lebens Höchstes.

„Aber du kommst nicht, mich zu rufen, dein Herz birgt keine Liebe für mich.

„Verbirg dich im Schooß der Erde, mein Blatt, denn Niemand darf dein Leid hören!

„Es darf sich nicht den Schriften zugesellen, die von andrer Mönchshand in den Bücherschränken liegen.

„Einsam gleich dem Leben meiner Brust muß es sich in Dunkelheit verbergen.

„Aber der Vogel wird über dir fortsingen und die Blumen des Frühlings werden über dir blühen.

„Laß sie schöner lächeln als anderswo auf der Erde, laß sein Lied lieblicher tönen!

„Vielleicht vernimmt es mein Herz im Traum noch drunten dann in der Erde.“

Das stand in lateinischer Sprache auf dem alten Stück Pergament. Von einem Herzen unter dem Karthäuser Mönchskleid redete es, das vor Jahrhunderten auf den Gesang der Amsel gehorcht, der damals hier genau in gleicher Weise getönt haben mußte, wie in diesem Augenblick. Als ob die heutige Nachkommin des „schwarzen Vogels“ auch ein Verlangen getrieben, die Kunde vom Thun ihrer Vorfahren in alten Tagen mit zu vernehmen, war sie während des Lesens vom Klosterdach her auf den höchsten Wipfel der Platane geflogen und warf nun von dort ihre Flötentöne, höher denn je anschwellend, in die Luft.

Der Lesende hatte die Sätze in gleichmäßigem Ton der Stimme ins Deutsche übertragen, nur gegen den Schluß hin klang etwas wie von einem leisen Zittern seiner Lippen hindurch. Es begann, wie Agathe, die zuhörend neben ihm gestanden, sich langsam auf die Knie niederbog, um mit auf das Blatt zu sehen. Dabei legte einer ihrer Arme, um ihr in der schwanken Stellung einen Halt zu suchen, sich auf seine Schultern; so gab sie lautlos bis ans Ende Acht. Doch nicht völlig bewegungslos; sie selbst regte sich nicht, aber auch durch ihren Arm ging ein Zittern,

oder vielmehr war es dies, das sich zu Ignaz Burkheim fortpflanzte und aus seiner Stimme wiederklang.

Nun rollte er das Blatt zusammen und sagte aus leicht stockender Brust:

„Du irrtest Dich, das kommt nicht mir zu, ist nicht für einen Mönch."

„Du willst es nicht —?"

Sie bog ihr Gesicht vor, und er hatte ihr das seinige zugewandt, um das Pergament in ihre Hand zurückzugeben. So sahen ihre Augen sich dicht entgegen, und das Mädchen fügte der Frage nach:

„Hörst Du den schwarzen Vogel? Er will das Lied singen, das er dem einstmals gesungen, der ein Mönchskleid hier trug, doch kein Herz eines Mönches drunter."

„Aber er fand hier das Einzige, was ihm blieb, denn in der Welt draußen war es nicht für ihn."

Entsagungsvoll kam es vom Munde des jungen Sprechers, der eine Bewegung machte, als ob er sich vom Sitz aufheben wolle. Doch plötzlich drückte Agathe Edinger, die Augen verbergend, ihr Gesicht gegen seine Brust und stotterte:

„Muß ich Dich denn bitten, Ignaz — daß Du mich küssen sollst?"

Ein Zucken durchfuhr seine Arme; seine beiden Handflächen preßten sich um ihre Schläfen, sanftgewaltsam hob er mit ihnen das blutrothe Gesicht des Mädchens gegen seine Augen herauf und fragte wie Einer, der Unglaubbares vernommen:

„Seit wann willst Du denn auf der Erde leben, Agathe?“

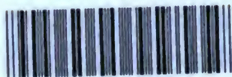
Sie sah ihn an mit der ihr von der Natur verliehenen Kraft ihres Wesens, nur jetzt mit der irdischer Liebe.

„Seitdem Du es nicht mehr wolltest, Ignaz — seit — ich glaube — seitdem Du mich damals geküßt hast —“

Ein Geständniß war's, das sie sich selbst und zum ersten Mal ablegte, und es ging doch über die stärkste Mädchenkraft, ihren Blick dabei dem seinigen entgegen zu halten. Ihr Kopf wollte sich an seiner Brust zurückverbergen, doch nun kamen seine Arme ihr zuvor, die sich um ihren Nacken schlangen, seine Lippen. Sie suchten die Rose, die blühen wollte; lange hatte ihre Knospe zu dieser Erkenntniß bedurft, aber die Sonne des heutigen Mai's sehnsuchtsvoll ihren Blüthenkelch aufgeschlossen. Langhin klang kein Wort mehr durch die Stille des Gartens der alten Karthause, nur die Vögel umher, so ihren Flug dahin hatten und

47

Wohnung bei ihr nahmen, zwitscherten, sangen und jubelten fort. Doch sie achteten dabei nicht auf das stummselige junge Paar unter der Platane, denn sie thaten nur selbstverständlich weiter, was sie seit einem Jahrtausend hier gethan, und hatten sich nie um die Thorheit der Menschen bekümmert.


89038320586
b89038320586a

